

Forscherleben im Rückblick: Kollektivbiographie als individualbiographische Konstante

Schröder, Wilhelm Heinz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schröder, W. H. (2011). Forscherleben im Rückblick: Kollektivbiographie als individualbiographische Konstante. *Historical Social Research, Supplement*, 23, 11-73. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-337686>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC Licence (Attribution-NonCommercial). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0>

Forscherleben im Rückblick: Kollektivbiographie als individualbiographische Konstante

*Wilhelm Heinz Schröder**

Abstract: Der Autor gibt einen eher impressionistischen, denn systematischen Rückblick auf sein Forscherleben. Dabei zeigt sich eine nicht überraschende Kontinuität: In den letzten 40 Jahren, seit 1971, begleitet die Kollektivbiographie den beruflichen Werdegang des Autors. Im Beitrag erfolgt die fokussierte individualbiographische Rekonstruktion der Autorenvita in fünf Zeitabschnitten vor der Folie der Kollektivbiographie: 1) wird kurz nach der Bedeutung der Herkunft und nach möglichen prägenden Faktoren der Kindheit gefragt; 2) werden kurz Schule und Studium erwähnt, um dann Promotion, erste wissenschaftsgeschichtliche Kollektivbiographien und die Netzwerkbildung durch die Arbeitsgemeinschaft QUANTUM zu schildern; 3) werden der Einstieg in die Bielefelder Welt der Historischen Sozialwissenschaft, die Durchführung des Bremer Forschungsprojektes DABAG und die Gründung des Zentrums für Historische Sozialforschung beschrieben; 4) werden der Aufstieg in die Berliner Welt der Historischen Sozialwissenschaft, die Durchführung der kollektivbiographischen Großprojekte BOKAND, BIOSOP und BIORAB, die Netzwerkbildung mit INTERQUANT, die Anfänge der Methodenlehre (QUANTKURS, ZHSF-Herbstseminar) und den Aufbau der Zeitschrift HSR dargestellt; 5) werden die Etablierung als ZHSF-Abteilungsleiter in der Kölner (Teil-)Welt der GESIS und die wichtigsten Tätigkeitsfelder des Autors beschrieben: Zeitschrift HSR, ZHSF-Methodenseminar, Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung, Parlamentarierportal BIOPARL und exemplarisch das Projekt zu den politischen Strafgefangenen in der DDR.

1. Individualbiographie: Herkunft

Geboren am 24. Mai 1946 in Mellrichstadt (Kreis Rhön-Grabfeld); entstamme väterlicherseits einer westpreußischen Großbauernfamilie, die nach dem Zweiten Weltkrieg enteignet und aus Polen vertrieben wurde, und mütterlicherseits einer fränkisch-thüringischen Handwerkerfamilie, die seit den 1870er Jahren eng mit den Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung verknüpft war; 1956 Umzug nach Köln.

Wurde zweifellos sozial und politisch geprägt durch meinen „roten“ Großvater (mütterlicherseits), der schon als Kind 1903 bei den Reichstagswahlen begeistert rote Fähnchen schwenkte, früh der sozialistischen Arbeiterjugend und der Sozialdemokratischen Partei beitrug, in seinem langen wechselhaften politischen Leben viele Erfolge, aber auch viele Niederlagen erlebte, von politischer Verfolgung

* Der Beitrag wurde eigens für dieses Heft verfasst; viele Informationen und Zusammenhänge sind in einer Reihe von HSR-Supplementheften schon enthalten und werden hier nur knapp behandelt; für Details wird auf folgende HSR-Supplement-Hefte verwiesen: No. 1, 6, 11, 15, 16, 18, 20.

betroffen war, jahrzehntelang öffentliche politische Ämter auf unterschiedlichen Ebenen ausübte und der glücklicherweise bis zu meinem 10. Lebensjahr die faktische Vaterrolle für mich übernahm (meine Eltern fanden in meinem Heimatort keine Arbeit und waren daher seit 1949 in Köln tätig). Das hohe bürgerschaftliche und politische Engagement meines Großvaters war mir stets ein Vorbild, vor allem seine besondere Vorliebe für das Engagement vor Ort und für die Kommunalpolitik – dies gilt bis in die Gegenwart und zeigt sich z.B. an meiner noch andauernden langjährigen Tätigkeit als Ratsherr der Stadt Frechen.

Übte seit frühester Kindheit intensiv verschiedene Sportarten aus, was wiederum durch meine sportbegeisterte Familie ausgelöst und gefördert wurde. Ich betrieb während der Schulzeit erfolgreich Leistungssport in der Leichtathletik (so auch Hans-Ulrich Wehler); diese Affinität zum Sport hat sich später auch wissenschaftlich gewendet: Geschichte des Sports zählt inzwischen zu meinem Standardrepertoire in Vorlesung/Seminar/Skripten.

Spielte ebenfalls seit frühester Kindheit mit Leidenschaft Theater, was in den ersten Jahren vor allem durch theaterbegeisterte Nonnen im katholischen Kindergarten aus vordergründig pädagogischen Motiven heraus gefördert wurde. Was es für ein Kind bedeutet schon ab dem zarten Alter von vier Jahren die Hauptrollen in diversen Märchenstücken vor hunderten von Zuschauern spielen zu dürfen, brauche ich hier nicht weiter zu erklären. Noch heute bin ich im anspruchsvollen Amateurtheater engagiert, inzwischen seltener als Schauspieler, sondern als Dramaturg und Regisseur.

Gewöhnt an die vom Krieg unberührte Idylle meines Heimatortes, war ich zutiefst und nachhaltig schockiert von den grauenhaften Trümmerlandschaften in Köln, wo ich seit 1949 meine Eltern regelmäßig besuchte; die Maxime „nie wieder Krieg“ hat mich seither bestimmt – aber wie beim Sport habe ich auch den Krieg inzwischen wissenschaftlich gewendet: Kriegsursachenforschung zählt inzwischen zu meinem Standardrepertoire in Vorlesung/Seminar/Skripten.

2. Individualbiographie: Schule, Studium, Promotion 1952-1976

1952-1971: Besuchte zunächst die Volksschule in meinem Heimatort und in Köln, danach ein mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium in Köln (1952-1966); studierte im Hauptfach Germanistik und Geschichtswissenschaft an der Universität Köln (1966-1971); war Studentischer Tutor am Historischen Seminar (1969-1971); legte die Erste Philologische Staatsprüfung (Geschichte, Deutsch) an der Universität Köln ab (1971).

Lernte (eigentlich als Kuriosum) in der bayerischen Volksschule die Sütterlin-Schrift, die ich schnell „wie die Alten“ lesen und schreiben konnte und als Schön-, aber teilweise auch als Hauptschrift nutzen mußte. Dies war vor allem von Vorteil, um die Briefe und Aufzeichnungen der älteren Verwandten und Bekannten lesen zu können. Später war es als Historiker von unschätzbarem Vorteil bei der Auswertung handschriftlicher Quellen aus dem 19. Jahrhundert die deutsche Schreibschrift (in Varianten) zu beherrschen. Als Kollektivbiograph würde ich die Beherrschung der Sütterlin-Schrift als latente Determinante der späteren Berufswahl deuten.

Beteiligte mich aktiv an der Schülermitverwaltung und an der Studentenbewegung; erhielt im Studium entscheidende Prägungen durch die Professoren Hans-Ulrich Wehler (dort die umfassende Bearbeitung des Themas „Partei und Gewerkschaften“) und Theodor Schieder (dort die umfangreiche Staatsarbeit: „Die politischen Parteien und die Reichsgründung“).

2.1 Kollektivbiographischer Aufbruch: Promotion

1972-1976: Absolvierte ein Promotionsstudium am Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte (Prof. Theodor Schieder), war zugleich Stipendiat der damals neugeschaffenen Graduiertenförderung und Akademischer Tutor/Wissenschaftliche Hilfskraft am Historischen Seminar der Universität Köln (1972-1976), absolvierte ein Ergänzungsstudium in Soziologie, Politikwissenschaft und Informatik (1972-1975); Promotion zum Dr. phil. (Mittlere und Neuere Geschichte, Alte Geschichte und Deutsche Philologie) an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln (1976).

1971-1972 entwickelte ich als Historiker bzw. Sozialhistoriker das Konzept für ein Langzeitprojekt „Untersuchungen zur Sozialstruktur der Funktionärsschicht der SPD und der Freien Gewerkschaften vor 1914“; das Projektthema hielt sich bewußt nicht an den engen Rahmen einer Dissertation, sondern beschrieb ein zusammenhängendes Forschungsfeld, für dessen Bearbeitung ich schon bei Beginn mehr als 10 Jahre angesetzt hatte und das über die Dissertation hinaus zu weiteren Forschungsarbeiten führen sollte. Geplant war ursprünglich dafür die Einrichtung der „Biographischen Datenbank zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ (BIODAT), in der zunächst für die Zeit des Kaiserreichs die biographischen Daten der sozialdemokratischen Reichstagskandidaten und Parteitagsdelegierten, der Delegierten zu den allgemeinen Gewerkschaftskongressen und der im „Verein Arbeiterpresse“ organisierten Angestellten der Arbeiterbewegung aufgenommen werden sollten. Bei der Planung für BIODAT wurden von mir die dafür notwendigen finanziellen, technischen, zeitlichen und personalen Ressourcen völlig unterschätzt. Immerhin gelang es im Rahmen des engeren Promotionsprojektes die relativ kleine, aber höchst relevante Gruppe der Reichstagskandidaten in der gewünschten Qualität und Quantität empirisch zu erfassen, für die statistische EDV-Analyse maschinenlesbar aufzubereiten, die ersten kollektivbiographischen Analysen durchzuführen, die ersten Vorträge zu halten und erste kleinere Publikationen zu verfassen.

Die erste umfassende schriftliche Darstellung von Teilergebnissen legte ich mit der Dissertation „Latente Determinanten der Sozialstruktur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung im Deutschen Kaiserreich 1871-1918“ im Frühjahr 1976 vor; die Dissertation erschien 1978 in gekürzter Fassung unter dem Titel „Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung. Industriearbeit und Organisationsverhalten im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ im Campus-Verlag (Frankfurt am Main/New York). Das Buch wurde in hoher Auflage gedruckt und erhielt überraschend zahlreiche Rezensionen, deren Bewertung von euphorischer Zustimmung über viele normale wohlwollende, aber nicht immer sachkundige Wiedergaben bis hin zur

grundsätzlichen Kritik reichte. Cora Stephan¹ hat früh wohl die „einfühlsamste“ Rezension geschrieben, die hier im Wortlaut folgt:

Eine Vielzahl von Interessen: Wilhelm Heinz Schröders „Arbeitergeschichte“

Die Geschichtsschreibung der deutschen Arbeiterbewegung hat sich in den letzten Jahren zu einem stark expandierenden Wissenschaftsgebiet entwickelt. Lange Zeit hatte in Forschung und Lehre sowie in den aus der Arbeiterbewegung entstandenen Großorganisationen SPD und Gewerkschaften die Auseinandersetzung mit Personen und Ideen im Vordergrund gestanden. Im Zuge der Studentenbewegung kreisten die Debatten erneut um die heiß umstrittene Frage nach der Rolle des Marxismus in der Arbeiterbewegung. In den letzten Jahren nun hat man sich von den Ideen und Köpfen ab- und der „Basis“ zugewandt, den „wirklichen“ Arbeitern, ihrer ökonomischen Lage und ihren Kämpfen. Dieser Trend traf sich aufs glücklichste mit den ebenfalls expandierenden Forschungsprogrammen zur deutschen Sozialgeschichte.

Aber eine solche Ausweitung eines Themas kündigt nicht nur vom Blühen dieser Wissenschaft, sondern zugleich von ihrer Krise. Wir verfügen heute über eine beachtliche Anzahl mikroskopischer Studien, von der Regional- und Lokalgeschichte über die Geschichte verschiedener Organisationen bis hin zur Geschichte einzelner Betriebe. Die Zahl der Studien, die in der nächsten Zeit abgeschlossen werden, ist kaum zu überblicken. Gab es vordem einen recht starren Katalog von Kriterien, an denen man Programmatik und Politik der Parteien und Organisationen der Arbeiterbewegung maß, so scheinen sich jetzt die Kriterien völlig verflüssigt zu haben. Ein systematischer Ansatz, ein roter Faden ist vielfach in der Fülle feinstanalytischer Ansätze verlorengegangen. Die vielen Einzeluntersuchungen fügen sich noch nicht zu einem Gesamtbild. Die Fragen, die früher unübersehbar im Vordergrund der Parteiengeschichte standen, wie: War die „klassische“ sozialdemokratische Arbeiterbewegung nun revolutionär oder reformistisch? Was bestimmte ihre Politik, eine Ideologie wie der Marxismus oder die Interessen der in ihr organisierten Arbeiter? Erklärt sich die Politik von SPD und Gewerkschaften – etwa 1914 – aus dem Überwiegen eines „arbeiteraristokratischen“ Elements in der Partei? War die SPD überhaupt jemals – zu Anfang wie in der Weimarer Republik – eine „genuine“ Arbeiterpartei?

Diese Fragen mögen auch heute noch ein ursprünglicher Ausgangspunkt der konkreten Analyse jeweils spezifischer Teilbereiche der Arbeiterwirklichkeit in der Geschichte sein. Doch von einer Antwort scheint man erstaunlicherweise ferner zu sein denn je.

Die Arbeit des Historikers und Sozialwissenschaftlers Wilhelm Heinz Schröder über Industriearbeit und Organisationsverhalten im 19. und frühen 20. Jahrhundert ist der Versuch, ein Postulat einzulösen, nämlich jenes, daß die Geschichte der Arbeiter eine Voraussetzung der Geschichte der Arbeiterbewegung sei. Schröder orientiert sich dabei an folgenden Leitfragen: „Unter welchen allgemeinen Bedingun-

¹ Rezension in: Frankfurter Rundschau, Samstag, 20. Januar 1979, Nr. 17. – Cora Stephan promovierte 1976 mit ihrer 1979 erschienen Arbeit „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen. Aus der Urgeschichte der Sozialdemokratie 1862-1878“; später arbeitete sie u.a. als freie Publizistin – als Buchautorin und Vortragende, aber auch als Kolumnistin und Essayistin.

gen entstand und entwickelte sich die deutsche Arbeiterbewegung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg? Unter welchen Bedingungen ließen sich die industriellen Arbeiter organisieren? Warum weisen verschiedene Berufs- und Branchengruppen (Gewerkschaften) verschiedene Organisationsgrade in ihren jeweils zuerkannten Rekrutierungsfeldern auf? Lassen sich innerhalb der Arbeitergeschichte Determinanten der Organisierbarkeit von Industriearbeitern bestimmen?“

Der Autor nähert sich diesen Fragen mit einer ersten Auswertung der mittlerweile erschienenen Arbeiten zur Sozialgeschichte der Arbeiterbewegung. Mit Hilfe der Kategorien der Dahrendorfschen Konflikttheorie erarbeitet Schröder ein analytisches Modell zur Entwicklung von Gewerkschaften und wendet dabei auch die Mittel der modernen Betriebs- und Industriosozilogie auf die Geschichte an. Es geht ihm dabei nicht um das, was er „manifeste“ Interessen der Arbeiter nennt, also jene Beweggründe, die situationsabhängig zu einem den Akteuren bewußten Verhalten führen, das fällt unter Arbeiterbewegungsgeschichte. Es geht vielmehr um latente, das heißt unbewußte Interessen, die im Zusammenwirken mit allgemeinen Determinanten das Organisationsverhalten der Arbeiter bestimmen. Diese Determinanten analysiert Schröder unter den Rubriken – Voraussetzungen industrieller Arbeit, nämlich Bildungs- und Ausbildungsniveau der Arbeiter, ihre Mobilität und ihre unterschiedliche Bindung an ihre Arbeit und ihren Arbeitsplatz – Formen industrieller Arbeit, das heißt die Rückwirkungen der veränderten Technik und Arbeitsorganisation in Handwerk, Heimindustrie, in der Manufaktur und in der Fabrik. Bei der Analyse der Bedingungen industrieller Arbeit schließlich geht es um die Wirkungen von Lohnhöhe, Arbeitszeit und Alter auf Interesse und Organisation der Arbeiter.

Diese höchst differenzierte Analyse bietet nicht nur eine Vielzahl empirischer Daten, Auswertung statistischer Erhebungen, Tabellen und Schaubilder, sondern auch zwei Fallbeispiele, Studien über die Arbeitsbedingungen und die Organisationsgeschichte der Zigarrenarbeiter und der Schuhmacher, zwei der in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung aktivsten und prägendsten Arbeitergruppen. Ein solches Programm hätte ohne weiteres Stoff für drei umfangreiche Bücher abgegeben.

Obwohl Schröder Zurückhaltung übt, was die Interpretation seines empirischen Materials angeht, zeichnen sich doch Ergebnisse ab, die einige Urteile der vorherrschenden Lehrmeinung relativieren, andere wiederum bestätigen. Zwei Beispiele seien herausgegriffen: Häufig wird eine unmittelbare Entsprechung von Grad der Proletarisierung und Grad der „klassenmäßigen“ Organisation angenommen. Eine differenzierte Analyse der Handwerker, Heimarbeiter, in Manufaktur und Fabrik Arbeitenden im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zeigt ein anderes Bild. Über das Verhalten von Arbeitern im weitesten Sinn entscheidet nicht nur ihre sozusagen „objektive“ Stellung im Produktionsprozeß, sondern auch ihre Arbeitsplatzsituation. Erlaubt die Arbeit etwa kollektive Kooperation, sind die Arbeitsgeräusche gering, so daß eine Verständigung der Arbeiter untereinander leicht möglich ist, können gewisse Arbeiten so routiniert ausgeführt werden, daß der Kopf frei bleibt zum „Träumen“ oder zum Zuhören, und gibt es zudem eine etwa über alte berufsständische Einrichtungen vermittelte Organisationserfahrung unter diesen Arbeitern, so sind die Voraussetzungen für das Entstehen einer Gewerkschaft sicherlich günstig.

Aber auch solche Arbeitergruppen, die nur geringe kollektive Erfahrungsmöglichkeiten haben, wie zum Beispiel Heimarbeiter, zugleich aber ein hohes Konfliktpotential, sind für organisierende Bestrebungen keineswegs verloren. Sie sehen jedoch den Schwerpunkt ihrer Interessenvertretung eher in der politischen Bewegung, erwarten eine Verbesserung ihrer Lage nur von radikalen politischen Lösungen. Bemerkenswert ist auch, daß die Tabakarbeiter, eine der aktivsten Gruppen in der frühen Sozialdemokratie, ihre relativ starke Politisierung dem Gegensatz nicht nur zu den Unternehmern, sondern vor allem zum Staat verdanken, dessen Pläne zur Tabaksteuer und zum staatlichen Tabakmonopol sowohl die Konsumenten als auch die Produzenten zu schädigen drohten.

Es zeigt sich also deutlich, welche Vielzahl von Interessen bei der Entwicklung der Organisationen der Arbeiterbewegung mitwirkten. Diese Interessen sind allerdings von Partei und Gewerkschaften nur bedingt aufgegriffen worden. Hier stützt Schröders Untersuchung wiederum eine andere weitverbreitete These, die besagt, daß sich in Partei und Gewerkschaften vor allem die qualifizierten und damit auch die privilegiertesten Arbeiter gesammelt hätten – überspitzt gesagt: die Arbeiteraristokratie.

Schröder zeigt, daß die überstarke Vertretung von qualifizierten Arbeitern in den Gewerkschaften Ergebnis eines wechselseitigen Lernprozesses war: Die langfristige Organisierbarkeit von Arbeitern wird naturgemäß in jenen Berufszweigen höher sein, in denen die Arbeitszeit relativ niedrig und die Löhne relativ hoch sind. Im Interesse der Gewerkschaften an einem festen Mitgliederstamm wird es dann liegen, eben diesen Bedürfnissen ihrer Mitglieder zu entsprechen und ihre Politik danach auszurichten. Konsequenterweise sinkt dann ihr Bemühen um die Gunst leistungsschwächerer, etwa jugendlicher oder älterer Arbeiter.

Es ist klar, ein solches Buch ist keine Feierabendlektüre. Schröder, der anfangs konstatiert, bisweilen sei in seinem Fachgebiet die Verständlichkeit über die Wissenschaftlichkeit gesetzt worden, verzichtet weitgehend auf den wissenschaftlich weniger interessierten Leser. Er weiß auch von den Grenzen seines Ansatzes. Es wird späteren Arbeiten vorbehalten sein, auf der Grundlage vieler solcher präzisen Teilanalysen ein Gesamtbild der Geschichte und Struktur der deutschen Arbeiterbewegung und ihrer verschiedenen sozialen, politischen und konfessionellen Einrichtungen zu konstruieren. In einem solchen Gesamtbild hätte sicher die Ideen- und Organisationsgeschichte ihren nicht zu unterschätzenden Platz. Schröders Arbeit wird dafür eine wichtige Voraussetzung sein. So wird man zunächst auch akzeptieren müssen, daß in diesem Ansatz zu einer Geschichte der Arbeiter die „Wirklichkeit“ von Leben, Arbeit, Kampfaktionen und Politik dieser Arbeiter vage und unsinnlich bleibt. Geschichte schreibt sich nun mal leichter dort, wo Menschen Parteien und Organisationen gründen, Zeitungen herausgeben oder Reden halten, wo Einzelschicksale deutlich werden und eine Identifikation des Lesers mit den Helden und Heldinnen der deutschen Arbeiterbewegung möglich ist. Die Kärnerarbeit des „Fliegenbeinzählens“, das mühselige Zusammentragen von Daten und Fakten ist nun mal kein Feuilleton.

Mißverständnisse bei einer Reihe von Rezensenten entstanden auch dadurch, dass im Taschenbuch ausgerechnet die zentrale Kollektivbiographie der Reichstagskandidaten, die nach Ansicht des Verlages für ein allgemeines Lesepublikum zu „quantitativ“ wissenschaftlich erschien, weitgehend ausgeblendet wurde zugunsten der

Fokussierung auf das damals modisch diskutierte Thema „Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung“.

Das vorliegende Supplementheft wird nach 35 Jahren die Chance nutzen, diese offensichtlich einseitige Rezeption zu korrigieren und die „eigentliche“ forschungslogische Dissertationstruktur anhand von Ausschnitten/Zusammenfassungen aus dem Buch zusammen mit später veröffentlichten kollektivbiographischen Beiträgen zu rekonstruieren: Theorie, Methoden und Modelle, historisch-kontextuelle Exploration der Determinanten, exemplarische Fallstudien – all das bildete die Voraussetzung, um dann im Hauptteil die Ergebnisse der Kollektivbiographie der Reichstagskandidaten damit systematisch und plausibel erklären zu können.

2.2 Kollektivbiographische Diversifizierung: Rumänische Historiker und TH-Hochschullehrer

In Kooperation mit dem bekannten rumänischen Historiker Prof. Robert Deutsch, der jahrelang als Gastprofessor an der Universität Köln wirkte, arbeitete ich mich – neben meiner Dissertation – systematisch in das weite Feld der Wissenschaftsforschung und Wissenschaftssoziologie ein und erstellte im Rahmen eines Forschungsprojektes auf der Basis von Personaldossiers eine *Kollektivbiographie der rumänischen Historiker*, deren Ergebnisse zuerst 1976 und dann in einer von mir erweiterten Fassung 1985 publiziert worden sind².

In dieser Untersuchung werden die Entwicklungen, Veränderungen, Tendenzen und Strukturen der rumänischen Geschichtswissenschaft (1924 bis 1974) beschrieben und Prognosen für die Zukunft aufgestellt. Betrachtet man die Geschichtswissenschaft als Subsystem des (Gesamt-)Systems Wissenschaft, dann zeigt sich in der Interdisziplinarität des Faches Geschichte am deutlichsten der Stellenwert der Geschichtswissenschaft innerhalb der Wissenschaften. Versucht man entsprechend die Dynamik des Subsystems Geschichtswissenschaft nach S. Watanabe (1969) mit *entropischen* Systemen (Wachstum der Ungewißheit, der Unordnung) oder *antientropischen* Systemen (Streben nach Abbau der Ungewißheit, der Unordnung) zu vergleichen, ergibt sich ein wechselseitiges, tendenziell symmetrisches Verhältnis. Um die Zusammenhänge dieser Symmetrie aufzudecken, ist disziplinäre Grenzüberschreitung notwendig. In erster Linie geht es um die Überschreitung der Grenzen der Systemtheorie selbst. Der Geschichtswissenschaft sollte in diesem Sinne nicht, wie den Wissenschaften im allgemeinen, ausschließlich eine antientropische, sondern auch eine endogene entropische Dynamik zugeschrieben werden. Auf diese Weise werden Verschiedenheit und Identität in der Geschichte nicht mehr entweder durch Ausschließung oder durch Integration behandelt. Interdisziplinarität ist so als ein Zustand beschrieben, bei dem die Überschreitung der Grenzen des eigenen Faches wie auch der Grenze gegenüber anderen Fächern als

² Robert Deutsch/Wilhelm Heinz Schröder: Strukturen und Tendenzen der rumänischen Geschichtswissenschaft. In: dies. (Hg.): Quantitative Analyse der rumänischen Historiographie. Köln 1976, S. 1-59; dies.: Geschichtswissenschaft zwischen professioneller Autonomie und politisch sozialer Heteronomie: Wissensproduktion und kollektive Biographie der rumänischen Historiker 1924-1974. In: Wilhelm Heinz Schröder (Hg.): Lebenslauf und Gesellschaft: Zum Einsatz von kollektiven Biographien in der historischen Sozialforschung. Stuttgart 1985, S. 147-179.

ein Ausdruck der Stellung des Historikers zu seinem Beruf und seiner Zeit wie auch als Widerspiegelung der jeweiligen Gegenwart aufgefaßt wird.

Überträgt man diese Überlegungen auf die Geschichtsschreibung, dann hat Repression die Geschichte der Geschichtsschreibung in den kommunistisch regierten Ländern (mithin in unserem Untersuchungsfall auch die rumänische Geschichtsschreibung) begleitet und zweifellos nachhaltig auf sie gewirkt. Unordnungsstiftende Faktoren wurden immer wieder eliminiert. Da jedoch die Auswahl der unordnungsstiftenden Faktoren (in diesem Fall Historiker und ihre Werke) von sich wandelnden politischen Konjunkturen abhängig war, hat sich im Verlauf der Geschichte der Geschichtsschreibung in den kommunistisch regierten Ländern ein permanenter Wertaustausch vollzogen. Werke, die früher von Nutzen für die Motivation der Macht waren und denen eine ordnungsstiftende Funktion zugeschrieben wurde, verschwanden aus der Öffentlichkeit. Umgekehrt wurden abgeurteilte Werke, die als unordnungsstiftend eingestuft worden waren, erneut aufgewertet und als systemkonform und ordnungsstiftend in den Vordergrund gestellt. Damit wurde die Grenze zwischen konform und nonkonform fließend und in die Geschichte integriert. Die Nuancen zwischen den Extremen wurden zahlreicher und die Zeitabhängigkeit wurde sichtbar.

Im Widerspruch zu den uniformisierenden, ordnungsstiftenden Maßnahmen der Macht, bildete sich aber ein Ungewißheit- und unordnungsstiftendes Element innerhalb der Geschichtswissenschaft heraus. Entsprechend den konkreten Einwirkungen der politischen Macht vergrößert oder verkleinert sich diese Ungewißheit. Kurzfristig wirken solche Einwirkungen ordnungsstiftend. Langfristig jedoch bilden sie eine Kette von Widersprüchen, durch die der Zustand der Ungewißheit genährt wird. Daraus ergibt sich für den Historiker ein Freiraum, in dem Kreativität und Innovation ihren Platz haben.

In den Studien zur Entwicklung der Wissenschaft im allgemeinen und einzelner Wissenschaftsbereiche im besonderen werden – vor allem im Anschluß an die funktionalistische Wissenschaftstheorie – seit den 1960er Jahren zunehmend quantitative Parameter verwandt. Diese Arbeiten knüpfen u.a. an die früheren Forschungsergebnisse von Robert K. Merton und Bernard Barber an³. Die Anwendung von Mathematik und Statistik innerhalb der Wissenschaftssoziologie kann keinesfalls die qualitativen Methoden – nach Derek de Solla-Price die „humanitäre“ Analyse – substituieren. Die Wertung der Wissenschaft nach der inhaltlichen Qualität ihrer Ergebnisse, auch wenn diese sich oft einer unmittelbaren Erkenntnis verschließt, behält ihre entscheidende, aber nicht immer unumstrittene Bedeutung. Gleichzeitig aber – abhängig von den angestrebten Zielen und den verfügbaren Quellen – eröffnet sich ein weites Feld für die Anwendung quantitativer Methoden innerhalb dieses Bereichs. Unter den bisher schon erprobten Parametern haben wir uns bei der Analyse vor allem des Publikationsindikators, wie er u.a. von Derek de

³ Merton, R. K., *Science: Technology and Society in Seventeenth Century*, New York 1970; ders., *The Sociology of Science*, Chicago 1973; ders.: *Social Theory and Social Structure*, 1. Aufl., Glencoe (Ill.) 1949; Barber, B.: *Science and Social Order*, New York 1952.

Solla-Price⁴ erfolgreich verwandt worden ist, bedient, d.h. wir haben anhand der Zahl bzw. der numerischen Verteilung der veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten versucht, Aussagen über die Entwicklung und Tendenzen der rumänischen Historiographie, besonders seit 1944, zu treffen. D.h. mittels eines wissenschaftssoziologischen Ansatzes wurden quantitative Analysen anhand des Publikationsindikators (Wissensproduktion) und auf der Basis von persönlichen Daten promovierter Historiker (Kollektivbiographie) durchgeführt.

Die Ergebnisse für Rumänien zeigten (1974) die Tendenz einer zunehmenden Professionalisierung, eines exponentiellen Wachstums der Veröffentlichungen und einer Polarisierung bzw. tendenziellen Monopolisierung des Publikationsmarktes durch hoch- und extremproduktive Autoren; die zunehmende Stabilisierung des Wissenschaftspersonals ließ in unserer Prognose für die Jahre nach 1974 eine Beibehaltung der Strukturen und Tendenzen erwarten; Chancen für jüngere Historiker würden stark eingeschränkt bleiben, wissenschaftliche Innovationen blieben aus oder wären selten. Die Befunde zeigten weiter, wie die politische Interdependenz zwischen Gesellschaft und Geschichtswissenschaft die Prinzipien wissenschaftlicher Promotion sowie Entwicklung und Struktur von Publikationen beeinflussten. Gleichzeitig konnte ein autonomer Wandlungsprozeß der Geschichtswissenschaft nachgewiesen werden, der durch interdisziplinären Charakter und Nonkonformität mit dem gegenwärtigen (1976) Promotionssystem gekennzeichnet ist.

Wir gingen davon aus, dass die von uns angewandten methodischen Ansätze als exemplarisches Analysemodell für die Untersuchung über die Geschichtswissenschaft anderer Länder dienen könnten. Der Versuch, vergleichbare Studien anzulegen, scheiterte aber, entsprechend scheiterte auch die von Robert Deutsch und mir im Eigenverlag begründete Reihe „Interdisziplinäre Studien zur Historiographie“, die schon nach zwei Heften⁵ eingestellt werden mußte. Die nächste Reihengründung, an der ich beteiligt war, die „Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen“ im Klett-Cotta-Verlag, sollte dann ungleich erfolgreicher werden.

Während meiner Assistentenzeit an der TU Berlin, über die noch unten zu berichten sein wird, hatte ich 1978-1979 im Rahmen der Festschrift zum 100-jährigen Jubiläums der TH/TU Berlin die Möglichkeit, noch einmal ein umfangreiches empirisches Projekt zur kollektivbiographischen Wissenschaftsforschung zu planen und durchzuführen – diesmal mit erheblich größerem Aufwand an Zeit und Mitteln⁶. Die Grundgesamtheit meiner Untersuchung umfaßte die insgesamt 1045 *Hochschullehrer, die nachweislich in der Zeit von 1879 bis 1945 an der TH Berlin tätig waren*. Neben den zahlreichen empirischen Befunden zur Geschichte der TH

⁴ Grundlegend in Solla-Price, D. de: Little Science, Big Science, New York/London 1963 (dt. Little Science, Big Science. Von der Studierstube zur Großforschung, Frankfurt a.M. 1974).

⁵ Als Heft 2 erschien noch: Robert Deutsch, Heilwig Schomerus, Christian Peters: Eine Studie zum Alltagsleben der Historie: Zeitgeschichte des Faches Geschichte an der Heidelberger Universität 1945-1978. Heidelberg 1978.

⁶ Wilhelm Heinz Schröder: Die Lehrkörperstruktur der Technischen Hochschule Berlin 1879-1945. In: Reinhard Rürup (Hrsg.): Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879-1979. Berlin/Heidelberg/New York 1979, Bd. I, S. 51-114 und 592-610.

Berlin und deren Hochschullehrer war es mir vor allem wichtig die Arbeit einzubinden in ein allgemeines Regelkreismodell der Wissenschaft und in ein allgemeines Vierphasenmodell zur Entwicklung von Wissen, Wissenschaftsgemeinschaft und Hochschullehrerstruktur.

Innerhalb der modernen Wissenschaftssoziologie gilt es inzwischen als Allgemeinplatz festzustellen, daß eine Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft besteht, d.h. zwischen den Gegenständen und Handlungen der Wissenschaft einerseits und den Gegenständen und Handlungen der Gesellschaft andererseits⁷. Allgemein lassen sich sechs *Grundfunktionen der Wissenschaft* in einem Regelkreis, der wiederum einen inneren und einen äußeren Funktionskreis enthält, verorten und aufeinander beziehen. An Grundfunktionen sind zu nennen: 1) Kompetenzsicherung; 2) Identitäts- und Wirklichkeitsabsicherung; 3) Wissensproduktion; 4) Paradigmenbildung; 5) Austausch von Wissen und Personal und 6) Reputation.

An *Funktionen des inneren Kreises* sind zu nennen: 1) Durchführung von Grundlagenforschung bzw. von „reiner“ Forschung; 2) Publikation und Kritik von wissenschaftlichen Ergebnissen; 3) Kodifizierung des Wissens in Form von standardisierten und möglichst auch didaktisch aufbereiteten Instrumenten der Wissens- und Technikproduktion; 4) Selektion des Wissenschaftspersonals, das in Forschung und Lehre die Ausbildung und die systemgerechte Sozialisation des wissenschaftlichen Nachwuchses übernimmt und das aufgrund der ihm von der wissenschaftlichen Gemeinschaft zuerkannten Reputation Positionen in der Wissenschaft und im Wissenschaftsmanagement einnimmt; 5) Sozialisation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Hinblick auf die Regeln und Rollenverteilung innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft. – An *Funktionen des äußeren Kreises* sind zu nennen: 1) angewandte Forschung; 2) wissenschaftliche Praxis; 3) Gutachten, 4) Beratung und 5) Prüfung.

Der Hochschullehrer ist Mitglied der wissenschaftlichen Gemeinschaft und übt in diesem Rahmen neben der Lehrfunktion weitere (wissenschaftliche) Grundfunktionen aus. Diese Funktionen stehen nicht isoliert nebeneinander, sondern sind wechselseitig aufeinander bezogen und stehen wiederum mittelbar oder unmittelbar in einem rückgekoppelten Verhältnis zum Subsystem Wissenschaft und zum Gesamtsystem Gesellschaft. In der Beschreibung der Grundfunktionen des Subsystems Wissenschaft spiegeln sich zugleich die Grundfunktionen des Wissenschaftspersonals und damit der Hochschullehrer als wichtigster Teilgruppe wider.

Dieses Regelkreismodell bot einen geeigneten Orientierungsrahmen für meine Untersuchung zur Lehrkörperstruktur, da es mit den Grundfunktionen der Wissenschaft zugleich die Grundfunktionen des Wissenschaftspersonals verdeutlicht und den Hochschullehrer als positionalen Träger tendenziell widersprüchlicher Rollen innerhalb des inneren, äußeren und intermediären Systems zeigt. Grundfunktionen und Rollenstruktur objektivieren sich in ihren individuellen Ausprägungen in den

⁷ Vgl.: Peter Weingart (Hg.): *Wissenschaftssoziologie*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1973 und 1974; ders. (Hg.): *Perspektiven der Wissenschaftsforschung*, Frankfurt a. M. 1974; ders.: *Wissenschaftsforschung*, Frankfurt a.M. 1975; ders.: *Wissensproduktion und soziale Struktur*, Frankfurt a.M. 1976; Walter L. Bühl, *Einführung in die Wissenschaftssoziologie*, München 1974.

Biographien der Hochschullehrer; zur Untersuchung der Lehrkörperstruktur war entsprechend die Anwendung der Kollektivbiographie sinnvoll und notwendig. Die Leitfragen waren: Wie entwickeln sich Form und Inhalt von Hochschullehrerpositionen im Untersuchungszeitraum? In welcher Weise bilden sich feste Karrieremuster heraus und lassen sich dabei bestimmte Hochschullehrertypen differenzieren? Inwieweit lassen sich – nach dem Vorbild des Regelkreismodells – die gewonnenen Ergebnisse in allgemeinere Zusammenhänge einordnen?

Im ersten Teil der Analyse werden die allgemeinen Rekrutierungs- und Karrieremuster der Hochschullehrer der TH Berlin entlang der Zeitachse beobachtet. Diese Entwicklungen innerhalb von individuellen Karriereverläufen werden an den fünf markanten Stationen festgemacht: 1) Promotion, 2) Habilitation, 3) Erstberufung zum Extraordinarius, 4) Erstberufung zum Ordinarius und 5) Pensionierung bzw. Emeritierung. Es galt zu prüfen, ob der jeweilige Hochschullehrer überhaupt, in welcher Reihenfolge, in welcher Form und zu welchem Zeitpunkt diese Stationen erreicht und durchläuft.

Im zweiten Teil wird dann die Entwicklung der Hochschullehrerstatusgruppen untersucht. Die wachsende Differenzierung des Lehrkörpers nach bestimmten Hochschullehrerstatusgruppen, die mit jeweils eigentümlichen Funktionen und Wertschätzungen versehen sind, stellt einen Grundprozeß der modernen Wissenschaftsentwicklung dar. Führt man die Elemente der „normalen“ Wissenschaft im Anschluß an Kuhn, Crane und Radnitzky zu einem logistischen Kurvenmodell zusammen⁸ und erweitert dieses Modell um analoge Charakteristika der vier Phasen im Hinblick auf die Hochschullehrerstatusgruppen, so kann eine Analyse der Statusgruppenstruktur uns zugleich auch Hinweise auf den Entwicklungsstand der von diesen Hochschullehrern repräsentierten Wissenschaft vermitteln. Das benutzte Modell versucht in diesem Sinne, Wissen, Wissenschaftsgemeinschaft und Hochschullehrerstruktur in einem Entwicklungsmodell phasenweise zu verkoppeln. Die vier Entwicklungsphasen sind: 1) Legitimierungsphase; 2) Ordinierungsphase; 3) Diversifikationsphase und 4) Verkrustungsphase.

Dieses Vierphasen-Modell stellt den Versuch dar, die Hochschullehrerstatusgruppen der Untersuchung in allgemeinere Zusammenhänge der Wissenschaftsentwicklung einzubinden. Wie jedes Modell, so besitzt auch dieses „nur“ heuristischen Wert zur Überprüfung und Verortung von „historischer Wirklichkeit“ bei angebbaren historischen, empirisch-variablen Bedingungen. Das Modell ließe sich genauer anhand von Fallstudien über die Entwicklung von Einzeldisziplinen überprüfen, im Falle der TH Berlin z.B. an der Entwicklung der Elektrotechnik, die sich als Disziplin seit der Mitte der 1880er Jahre herausbildete. Solche Fallstudien waren im Rahmen des Forschungsprojektes jedoch nicht möglich.

Die finale Frage war: Welcher Stellenwert kam der TH Berlin im Rahmen des Gesamtsystems der Technischen Hochschulen zu? Erfüllte die TH Berlin eine Leitfunktion und avancierte sie auf diese Weise zur wünschenswerten Zielposition

⁸ Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M. 1967; Diana Crane, *Invisible Colleges*, Chicago 1972; G. Radnitzky, *Zur Rolle der Fachsprache in der Produktion von wissenschaftlichem Wissen*, in: *Deutscher Kongreß für Philosophie, Philosophie und Wissenschaft*, Meisenheim 1972, S. 195 ff.; Zusammenfassung bei: Bühl, *Einführung*, S. 128-147.

einer Hochschulkarriere in Deutschland? Ähnlich wie die Friedrich-Wilhelm-Universität für die Universitäten nahm nachweislich die TH Berlin bis 1945 eine Führungsposition unter den deutschen Technischen Hochschulen ein und kann einerseits als ausgesprochene Zielposition der Hochschullehrerkarriere und andererseits als „Ordinarienschmiede“ für den wissenschaftlichen Nachwuchs gelten.

2.3 Netzwerkbildung: Arbeitsgemeinschaft QUANTUM

Seit 1975 Gründungsmitglied, Vorsitzender/Präsident der „Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung e.V.“ (QUANTUM) und Mitherausgeber des Newsletters „Quantum Information“.

Die Beschäftigung mit der Wissenschaftsforschung führte bei mir auch zu einem immensen „Professionalisierungsschub“, der meinen Blick und meine Aktivitäten über das enge Feld meiner Dissertation hinaus auf die „weite Welt der Wissenschaft“ lenkte und – entgegen damals noch ernsthaft erwogenen alternativen beruflichen Plänen – mich darin bestärkte, meine neu gewonnen Ein- und Durchsichten für eine wissenschaftliche Karriere zu nutzen. Dazu galt es zunächst Mitstreiter zu suchen, eigene Netzwerke zu bilden bzw. Anschluß an vorhandene Netzwerke zu finden.

Über die Vorgeschichte, Gründung und Geschichte der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM habe ich an anderer Stelle ausführlich berichtet⁹. An der Universität Köln hatte sich schon seit 1972 eine informelle Arbeitsgruppe von Historikern und Soziologen gebildet, die zunächst auf der Grundlage ihrer eigenen Forschungsarbeiten eine Verknüpfung von sozialwissenschaftlichen und geschichtswissenschaftlichen Methoden diskutierten. Die Arbeitsgruppe knüpfte an zwei Kölner Spezifitäten an: einerseits an die von Hans-Ulrich Wehler vertretene und bis 1979 von ihm in Köln auch gelehrte „Historische Sozialwissenschaft“, andererseits an die von der „Kölner Schule“ hochentwickelte Methodik der empirischen Sozialforschung, wie sie insbesondere von Erwin K. Scheuch repräsentiert wurde. Diese beiden – auf den ersten Blick wenig vereinbaren – Ansätze galt es zu verbinden und auf diese Weise zu einer „Wiederbegegnung“ von Soziologie und Geschichte beizutragen. Für das erfolgreiche Fortbestehen der Arbeitsgruppe war die dauerhafte materielle und immaterielle Unterstützung durch Erwin K. Scheuch, der – entgegen dem ahistorischen Konzept der „Kölner Schule“ – in der quantitativen Analyse von historischen Daten die Grundlage für eine neue Kooperation zwischen Soziologie und Geschichte sah, von essentieller Bedeutung.

Im Anschluß an den Deutschen Historikertag 1974 in Braunschweig, wo sich im Rahmen einer Sonderveranstaltung die „Quantifizierer“ zum ersten Mal in einem größeren fachöffentlichen Rahmen getroffen hatten, wurde im Rahmen der Kölner Arbeitsgruppe über die Möglichkeit einer Organisationsgründung diskutiert und nach längerer Diskussion beschlossen, in der juristischen Form des eingetragenen Vereins die „Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung“ (QUANTUM) zu gründen.

⁹ Vgl. HSR-Supplementheft 6; HSR-Supplementheft 20.

Aber keinesfalls bildete die manifeste Problemlage der quantifizierenden Historiker bzw. die der quantitativen Geschichtswissenschaft allein Ursache und Antrieb der Vereinsgründung. „Quantitative“ Geschichtswissenschaft erschien damals zumindest mißverständlich: „Quantifizierung“ und „quantitative Methoden“ sind in der Regel nicht fachspezifisch gebunden, sondern gehören grundsätzlich zum gemeinsamen methodologischen Rüstzeug der verschiedenen sozialwissenschaftlichen Teildisziplinen. „Quantitative Geschichtswissenschaft“ bedeutet deshalb allgemein die fachspezifische Anwendung eines interdisziplinär verfügbaren Instrumentariums quantitativer Methoden im Bereich der Geschichtswissenschaft und damit tendenziell zugleich die Öffnung zu bzw. die Orientierung an einer historischen Sozialwissenschaft. QUANTUM wollte schon von daher kein exklusiver Verein sein, der nur die eigentümlichen Belange quantifizierender Historiker vertritt, sondern eine Arbeitsgemeinschaft, in der Forscher aus allen Teildisziplinen der Sozialwissenschaften an der Lösung der gemeinsamen Probleme arbeiten, um durch interdisziplinäre Kooperation eine wesentliche Voraussetzung fachspezifischer Anwendung zu schaffen.

Die Gründungsversammlung von QUANTUM fand am 3. November 1975 in Köln statt; dort wurde folgendes Kurzprogramm über Ziele und Aufgaben von QUANTUM verabschiedet:

Erst seit Entwicklung und allgemeiner Verfügbarkeit der maschinellen Datenverarbeitung ist es möglich geworden, historische Datenbestände in ihrer vollen Aussagekraft und alle in ihnen enthaltenen Informationsmengen hinreichend wissenschaftlich auszuwerten. Vor allem der wachsende Anfall prozeß-produzierter Daten, der im Rahmen einer Ausweitung der sozialen Buchführung öffentlicher und privater Instanzen immer umfangreicher und unüberschaubarer wurde, ist nur durch den Einsatz automatisierter Datenverarbeitung und entsprechender Analysemethoden wissenschaftlich zu bewältigen. Gleiches gilt für die über Zeit akkumulierten Daten, die die Sozialwissenschaften selbst erhoben haben. Während die Soziologie bereits relativ früh Methoden für die Analyse massenhaft vorliegender oder zu erhebender Daten entwickelt hat, wurden im Bereich der Geschichtswissenschaft, nicht nur in Deutschland, vergleichbare Fortentwicklungen lange vernachlässigt. Die Rezeption sozialwissenschaftlicher Fragestellungen beschränkte sich vielfach auf Theorien und Terminologien; obgleich sich dabei verheißungsvolle Perspektiven auftaten, wurde eine Diskrepanz zwischen der angestrebten Reichweite theoretischer Aussagen und ihrer Abdeckung durch empirische Untersuchungen sichtbar. Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM ist deshalb die Förderung der quantitativen historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, auch im internationalen Rahmen. Dies soll vor allem geschehen durch 1. Kommunikation: durch das Publikationsorgan QUANTUM, über den Verein als Diskussionsforum, durch Kontaktvermittlung. 2. Beratung: über die Verfügbarkeit quantifizierbarer bzw. schon quantifizierter Datenbestände, über das methodische Vorgehen, über adäquate Analyseprogramme. 3. Erschließung neuer Daten: durch Speicherung und Auswertung prozeß-produzierter bzw. historischer Daten, durch die Sammlung von maschinenlesbaren Daten. 4. Entwicklung spezifischer Methoden und Computerprogramme zur Analyse und Dokumentation: im Rahmen laufender Forschungsarbeiten, im Rahmen existierender oder geplanter Informations- und Dokumentationssysteme.

Der erste Vorstand, in dem sowohl Historiker als auch Soziologen angemessen repräsentiert waren, setzte sich aus bewährten Mitgliedern des Kölner Arbeitskreises (8 Doktoranden und Assistenten) zusammen; namentlich waren es: H. Best, W. Bick, R. Mann, P.J. Müller, H. Reinke, K.-H. Reuband, W.H. Schröder und H.-P. Ullmann. Für die jungen Gründer von QUANTUM bedeutete dies ein Schlüsselerlebnis ihres noch kurzen wissenschaftlichen Lebens – allerdings mit unterschiedlichen Folgen für den späteren Berufsweg: 7 promovierten (Reinhard Mann verstarb schon 1980 kurz vor seiner Promotion), 4 habilitierten sich, 3 wurden ordentliche Professoren, 1 wurde außerplanmäßiger Professor; diese wurden wiederum später zu: 3 beamteten Universitätsprofessoren, 1 Forschungsleiter (außeruniversitäre Forschung), 1 Forschungsleiter (Berufsorganisation), 1 Amtsleiter (Statistisches Landesamt) und 1 freiberuflicher Wissenschaftler.

Eine Kollektivbiographie der QUANTUM-Gründer würde schnell deutlich machen, dass – trotz der beeindruckenden Erfolgsgeschichte – die jahrelange extrem aufwändige (ehrenamtliche) Tätigkeit für QUANTUM eher karrierehemmend als karrierefördernd gewesen ist. Anders als in den USA, wo die Gründergeneration der „Social Science History Association“ zumindest phasenweise mit attraktiven Professuren überhäuft wurde, blieben die entsprechenden Angebote in Deutschland für die QUANTUM-Gründer im besonderen und für die historischen Sozialforscher im allgemeinen aus, diese machten dann – wenn überhaupt – Karriere trotz des QUANTUM-„Kainsmals“. Zur großen Enttäuschung der historischen Sozialforscher, die sich in QUANTUM organisierten, blieben diese Angebote sowohl seitens der Soziologie und der Geschichtswissenschaft als auch seitens der Historischen Sozialwissenschaft aus.

Paul Nolte¹⁰ hat die Gesamtentwicklung treffend zusammengefaßt. Die Soziologie hätte das Interesse an historischen Studien über Gesellschaften verloren, das freilich nie so groß oder gar dominierend gewesen war, wie es manche Sozialhistoriker zeitweise sehen wollten. Zudem trat die Soziologie, obwohl personell und institutionell erheblich verstärkt, in allgemeiner kulturpolitischer Hinsicht schon seit der Mitte der siebziger Jahre wieder stärker in den Hintergrund; sie war nicht mehr die Leitdisziplin, der alle anderen Fächer von der Geschichte bis zur Literaturwissenschaft in dem Bestreben nacheiferten, sich zu soziologisieren. In der Öffentlichkeit verstärkte sich stattdessen wieder das Interesse an Geschichte und auch an erzählter Geschichte.

Die Historische Sozialwissenschaft ihrerseits hätte immer ihre doppelte Verankerung in sozialwissenschaftlich-analytischen und historisch-hermeneutischen Methoden betont. Sie sah sich jetzt wieder stärker auf die historisch-hermeneutischen Methoden verwiesen, was freilich auch den Leidenschaften und Vorlieben vieler ihrer durchaus traditionell sozialisierten Vertreter entsprach. Zweierlei also wurde die Historische Sozialwissenschaft nicht: 1) Sie entwickelte sich nicht zur integrativen Super-Disziplin, zur Dachwissenschaft für (Neuzeit-) Historiker, Soziologen, Politologen und Ökonomen. 2) *Sie entwickelte sich aber auch nicht zu einer »Historischen Sozialforschung« im engeren Sinne dessen, was man im englischen*

¹⁰ Paul Nolte: Historische Sozialwissenschaft. In: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. 2. Aufl., Stuttgart 2006, S. 53-68.

Sprachgebrauch »social scientific history« nennt: zu einer quantifizierenden empirischen Sozialforschung an historischen Gegenständen; sie nahm noch nicht einmal die Vertreter dieses Ansatzes in ihre Reihen auf.

Stattdessen blieb die Historische Sozialwissenschaft immer eine Variante konventioneller Geschichtswissenschaft – schon deshalb, weil ihre Vertreter in besonderem Maße Wert darauf legten, öffentlichkeitswirksame Interpretationen der jüngeren nationalen Vergangenheit anzubieten.

3. Individualbiographie: Beruflicher Werdegang 1976-1978

3.1 Kollektivbiographie als Einstieg in die Bielefelder Welt der Historischen Sozialwissenschaft

1976-1978: Übernahm zunächst vertretungsweise die Assistenstelle am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte, insbesondere Sozialgeschichte (Prof. Jürgen Kocka), Universität Bielefeld, zugleich Lehrbeauftragter (1976-1977); entwickelte im Auftrage des Rektors der Universität Bremen (Prof. Hans-Josef Steinberg) den Systementwurf für die „Datenbank Arbeiterbewegung/Arbeitergeschichte (DABAG)“ im Rahmen des Informations- und Dokumentationsprogramms der Bundesregierung (1977-1978); Lehrbeauftragter für Arbeits- und Industriosozologie an der Universität Dortmund (1977-1978).

Nach der Promotion war ich zunächst einige Monate arbeitslos und führte in dieser Zeit für QUANTUM die erste umfassende (telefonische und/oder schriftliche) Erhebung zu laufenden Forschungsprojekten und zur Verfügbarkeit von maschinenlesbaren Datensätzen in Deutschland und Österreich durch. Die dafür notwendigen Mittel wurden dankenswerter Weise aus Projektbeständen des Instituts für Angewandte Sozialforschung an der Universität Köln (Leiter: Prof. Erwin K. Scheuch, dem wohl größten Förderer der neuen QUANTUM-Gruppe) bereitgestellt. Die eher unsystematisch angelegte Erhebung im Sommer 1976 erbrachte den überraschenden Nachweis von mehr als 120 historischen Forschungsprojekten, die quantitative Methoden einsetzten und meist auch maschinenlesbare Datensätze erstellt hatten. Diese Erhebung verschaffte schnell einen äußerst nützlichen ersten Überblick über das „QUANTUM-Feld“ und diente als Pilotstudie zu der 1977 erfolgenden ersten systematischen Forschungsdokumentation „QUANTUM Dokumentation. Quantitative historische Forschung 1977“¹¹, die als erster Band der neuen Buchreihe „Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen“ (Klett-Cotta) erschien und eine Reihe von regelmäßig publizierten Forschungsdokumentationen zur Historischen Sozialforschung eröffnete.

Die Zeit der konstruktiven Arbeitslosigkeit nahm bald ein Ende, mitentscheidend war dafür die Organisation einer Sondersitzung der Arbeitsgemeinschaft beim Deutschen Historikertag in Mannheim im September 1976 – es war die erste fachöffentlichkeitswirksame Präsentation von QUANTUM und – aus meiner Sicht – auch von meiner inzwischen fortgeschrittenen Kollektivbiographie der Reichstags-

¹¹ Wolfgang Bick, Paul J. Müller, Herbert Reinke: QUANTUM Dokumentation. Quantitative historische Forschung 1977. Stuttgart 1977.

kandidaten. Es konnten auch prominente Referenten gewonnen werden wie z.B. Jürgen Kocka und Arthur E. Imhof; ein Teil der Beiträge der Veranstaltung sind auch kurze Zeit später in einem Sammelband veröffentlicht worden¹².

Im Gefolge der Kontakte in Mannheim erhielt ich vom Bielefelder Ordinarius Jürgen Kocka, dem damaligen „Shooting Star“ der Historischen Sozialwissenschaft und Mitbegründer der „Bielefelder Schule“, das Angebot, die bei ihm vakante Assistentenstelle zu vertreten und vor allem ein Lehrangebot „EDV-Anwendung und Statistik für Historiker“ (am Beispiel meiner Kollektivbiographie der Reichstagskandidaten!) zu entwickeln und in Bielefeld anzubieten. Aber auch auf dem Gebiet meiner Dissertation ergaben sich viele Berührungspunkte, da Jürgen Kocka damals in seinen Lehrveranstaltungen u.a. die Grundlagen legte für sein später publiziertes Handbuch „Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert“¹³.

Die beiden Semester in Bielefeld zählen in meiner Erinnerung noch heute zu den Höhepunkten meines Berufslebens. Während ich in Köln mit meinen wissenschaftlichen Ansätzen in der Regel „mit dem Rücken zur Wand“ stand, galt ich in Bielefeld als innovativer Repräsentant einer neuen „verheißungsvollen“ Forschungs- und Methodenrichtung, die sich hervorragend in das neue Bielefelder Curriculum einpassen ließ. Entsprechend war unter den StudentInnen die Nachfrage hoch, meine Seminare und Kurse völlig überlaufen; darunter waren z.B. später so erfolgreiche Historikerinnen wie Christiane Eisenberg und Ute Frevert. In Bielefeld schlug auch die Geburtsstunde meines forschungsorientierten Theorie- und Methodenseminars auf computergestützter kollektivbiographischer Basis, was exemplarisch das neue historisch-sozialwissenschaftlich ausgerichtete Bielefelder Curriculum umsetzte und was das neue „Theorieseminar“ (z.B. „Organisationstheorien und Parteigeschichte am Beispiel der SPD im Kaiserreich“) mit einem Methoden-Arbeitskurs (z.B. „Einführung in die Quantitative Analyse und EDV-Anwendung für Historiker“) verband. Hier fanden auch zwei kollektivbiographische Forschungsdatensätze ihren ersten Einsatz: „Delegierte auf dem SPD-Parteitag in Hamburg 1897“ und „Sozialdemokratische Reichstagskandidaten 1898-1918“.

Überhaupt herrschte in Bielefeld bei den Historikern eine stimulierende Aufbruchstimmung; besonders in Erinnerung bleiben mir die berühmt-berüchtigten Bielefelder Forschungskolloquien mit Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka und Reinhard Kosselleck, die überkritisch, aber letztendlich auch konstruktiv von den meisten Referenten gleichermaßen gefürchtet wie geschätzt wurden, und die wissenschaftlichen Konferenzen und Diskurse am „Zentrum für interdisziplinäre Forschung“. Das bewegte Jahr in Bielefeld führte mich – allerdings mit einigen Zweifeln – in das „virtuelle“ Lager der Historischen Sozialwissenschaft, dazu trug weniger Hans-Ulrich Wehler – mein großes geschichtswissenschaftliches Vorbild aus Studentenzeiten – bei, sondern Jürgen Kocka.

Jürgen Kocka verstand sich offensichtlich in dieser Zeit auch weniger als Historischer Sozialwissenschaftler, sondern eher als empirisch arbeitender Sozialhistori-

¹² Heinrich Best, Reinhard Mann (Hrsg.): Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Stuttgart (Klett-Cotta) 1977.

¹³ Jürgen Kocka: Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen – Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert. Bochum 1990.

ker, was auch seine bis dahin vorgelegten Studien eindrucksvoll belegen. Dies geht auch aus einer Reihe von Aufsätzen hervor, die Kocka seit 1966 veröffentlicht hatte und die er in teilweise stark überarbeiteter Fassung in seinem höchst nachgefragten Taschenbuch „Sozialgeschichte“ 1977 erneut publizierte¹⁴. Kocka schreibt in seiner Einleitung, dass dies die theoretischen Abhandlungen „eines primär empirisch, wenn auch nicht untheoretisch arbeitenden Historikers, dessen Forschungsschwerpunkte bisher im Zeitraum seit dem späten 18. Jahrhundert liegen,“(S. 7) seien. Die drei im Taschenbuch enthaltenen Beiträge dienen mir als verlässliche Orientierung und Maßstab im Prozess der eigenen Selbstfindung als Sozialhistoriker. Hier eine Zusammenfassung der wesentlichen Inhalte:

Kocka weist eingangs daraufhin, daß die theoretischen und methodologischen Kontroversen in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft derzeit heftiger würden. Zum einen gehe es um das Verhältnis von Interesse und Begriff, von gesellschaftlich-politischer Praxis und Wissenschaft, Norm und Analyse; Objektivität, Engagement und Parteilichkeit der Wissenschaft stehen im Mittelpunkt der Debatte. Zum andern gehe es um das Verhältnis der traditionell und auch heute noch dominierenden „Politikgeschichte“ und der langsam an Boden gewinnenden „Sozialgeschichte“ und damit um das, was „Sozialgeschichte“ sein soll und sein kann: eine Teildisziplin, die sich auf die Untersuchung eines Teilbereichs geschichtlicher Wirklichkeit zwischen Wirtschaft und Politik beschränkt, oder ein Zugriff zur Untersuchung der Geschichte überhaupt. Schließlich bestehe weder Klarheit noch Einigkeit über das Verhältnis von Theorie und Empirie in der Geschichtswissenschaft und über deren Verhältnis zu den systematischen Sozialwissenschaften. Sicher gäbe es weitere kontroverse Punkte, doch diese sind für Kocka die wichtigsten.

In seinem ersten Beitrag „Geschichtswissenschaft zwischen Dogmatismus und Dezision: Bausteine zu einer zukünftigen Historik“ entwickelt Kocka eine wissenschaftstheoretisch-methodologische Grundposition, die gleich weit von anti-liberalem Dogmatismus wie von unverbindlichem Dezisionismus entfernt ist. Dies geschieht in Auseinandersetzung mit Karl Marx und Max Weber, deren Wissenschaftstheorien mit dem Ziel interpretiert und konfrontiert werden, eine Position wenigstens andeutungsweise zu umreißen, die zwischen Marx und Weber vermittelt und Grundlage einer zukünftigen Historik sein könnte. Auf dieser Grundlage wird bestimmt, was „Objektivität“ in der Geschichtswissenschaft sein kann; Kriterien werden formuliert, die zwischen legitimem Engagement und verzerrender Parteilichkeit, zwischen notwendiger Selektion und verstellender Einseitigkeit sowie zwischen legitimer praktischer Verwertung und schlechter Instrumentalisierung historischer Einsichten zu unterscheiden erlauben.

In seinem vielzitierten zweiten Beitrag „Sozialgeschichte: Begriff – Entwicklung – Probleme“ (der dem Band auch den griffigen Titel gegeben hat) entwickelt Kocka einen doppelten Begriff von „Sozialgeschichte“. In Auseinandersetzung mit der Tradition und in Abgrenzung zur „Strukturgeschichte“ (deren Leistungen und Grenzen er ausführlich diskutiert), wird Sozialgeschichte zum einen als Geschichte eines Teilbereichs („Sektorwissenschaft“), zum andern als sozialgeschichtlicher Zugriff zur Analyse der allgemeinen Geschichte („Gesellschaftsgeschichte“) be-

¹⁴ Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte: Begriff, Entwicklung, Probleme. Göttingen 1977.

stimmt. Wie sozialwissenschaftliche Theorien verschiedenster Dimension in der Sozialgeschichte zu verwenden sind, diskutiert Kocka ausführlich – mit besonderer Berücksichtigung der idealtypischen Verwendungsweise. Diese entspräche am deutlichsten den Grundsätzen eines begrenzten und diskursiv kontrollierten Begriffs- und Theorienpluralismus, wie er im ersten Beitrag entwickelt wurde. Am Historischen Materialismus, an Modernisierungstheorien und anderen Beispielen werden Leistungen und Grenzen umfassender Theorien bei der Analyse ganzer Gesellschaften diskutiert. Das Verhältnis der Sozialgeschichte zu den systematischen Sozialwissenschaften wird angesprochen und als eines der möglichst engen Kooperation selbständiger Disziplinen bestimmt. Kocka skizziert die Hauptlinien der Entwicklung des Faches seit dem 19. Jahrhundert und gibt eine Übersicht über die vielfältigen Entwicklungstendenzen, Forschungsschwerpunkte und Untersuchungsprobleme der internationalen Sozialgeschichte heute. Wahrscheinliche und wünschenswerte Weiterentwicklungen werden diskutiert.

Im dritten Beitrag „Geschichte – wozu?“ stellt Kocka die Frage nach dem gesellschaftlichen Sinn von Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht auf dem Hintergrund der aktuellen Situation in der Bundesrepublik. Auf der Basis eines liberal-demokratischen Begriffs des Verhältnisses von Gesellschaft und Wissenschaft – und damit auf der Grundlage des ersten Beitrages – wird ein praktischer Verwendungszusammenhang geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisse skizziert, der wissenschaftlichen Grundsätzen nicht widerspricht, sondern mithilft, diese zu erfüllen. Gezeigt wird, daß geschichtliche Bildung unersetzbar und wichtige Aufgaben in einer liberal-demokratischen Gesellschaftsordnung, bei deren Durchsetzung, Vervollkommnung und Erhaltung, erfüllen kann und daß umgekehrt ein Minimum liberal-demokratischer Prinzipien zu den Funktionsvoraussetzungen von Geschichtswissenschaft gehört; deren begrenztes „politisches Mandat“ in diesem spezifischen Sinn wird begründet. Die hier von Kocka vertretene Position setzt sich gleich weit ab von politischer Indiennahme („Politisierung“) der Geschichtswissenschaft wie von der Vorstellung einer Geschichtswissenschaft, die ihren Zweck nur in sich selbst trägt.

Im Gegensatz zu manch anderen prominenten „nominellen“ Historischen Sozialwissenschaftler, der nach Erreichen des gewünschten Lehrstuhls schnell wieder zurück in die traditionale Geschichtswissenschaft fand, blieb Jürgen Kocka über Jahrzehnte hinweg die „Speerspitze“ der Historischen Sozialwissenschaft, was für ihn selbstverständlich auch die Historische Sozialforschung mit einschloß. Entsprechend unterstützte Jürgen Kocka u.a. das Zentrum für Historische Sozialforschung (er war Mitglied des QUANTUM- und ZHSF-Beirats, ist heute noch im Editorial Board der Zeitschrift HSR usw.).

3.2 Karriere am Scheideweg: Professur für Politische Information

Aber noch war ich stellenmäßig nicht in die Historische Sozialwissenschaft integriert und 1976-1978 bot sich eine höchst attraktive berufliche Alternative mit einer für 1978/79 geplanten Einrichtung einer Stelle eines Professors und Wissenschaftlichen Leiters im Rahmen der „Leitstelle DABAG“ an der Universität Bremen. Wäre es dazu gekommen, hätte mein wissenschaftliches Leben sicher einen ganz anderen Verlauf genommen und die Kollektivbiographie wäre nicht zur „Roten Linie“ meiner beruflichen Karriere geworden.

Qualifiziert durch meine Dissertation, erhielt ich auf Betreiben des Rektors der Universität Bremen Prof. Hans-Josef Steinberg im Herbst 1976 den Auftrag die Einrichtung einer „Datenbank Arbeiterbewegung/Arbeitergeschichte“ (DABAG) und eine dazugehörige Leitstelle zu planen und vorzubereiten. Dazu waren teilweise aufwändige Reisen zu anderen Informations- und Dokumentationsstellen notwendig und vor allem zur Kommission der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel, wo ich 1977 Gelegenheit erhielt, praktisch vor Ort mit dem EG-Dokumentationssystem ECDOC und dem EG-Datenbanksystem MISTRAL zu arbeiten und meine Vorschläge für DABAG im großen Rahmen zu erproben. Die Erfahrungen in Brüssel waren so beeindruckend, dass ich eine Zeitlang sogar ernsthaft erwog, aus der Wissenschaft auszusteigen und als europäischer A-Beamter leitend in den extrem expansiven Informations- und Dokumentationsbereich der EG einzusteigen.

Das von der Bundesregierung im Dezember 1974 verabschiedete „Programm zur Förderung der Information und Dokumentation“ (IuD-Programm) sah als zentrale Maßnahme den Aufbau und Betrieb von überregionalen Informationseinrichtungen vor, um die Infrastruktur im Bereich der wissenschaftlich-technischen Informationsvermittlung zu verbessern. Nach diesem Programm sollten zunächst 16 Fachinformationszentren eingerichtet werden. Den Fachinformationszentren wurde einerseits die Aufgabe gestellt, die in ihrem jeweiligen Fachbereich bestehenden Informationsdienste zu koordinieren und nach Möglichkeit zusammenzufassen, und andererseits, notwendige, aber bisher noch nicht eingerichtete Dienste aufzubauen. Die Leitstelle DABAG wurde demgemäß als ein neu einzurichtender Dienst definiert. DABAG wurde von mir als computergestütztes Informations- und Dokumentationssystem für die Verarbeitung von Literaturdokumenten zur Arbeitergeschichte/Arbeiterbewegung geplant.

Nach mehreren Zwischenentwürfen legte ich im Oktober 1978 (dann schon an der TU Berlin beschäftigt) einen umfangreichen allgemeinen und konkreten Systementwurf zur Schaffung von DABAG vor¹⁵. Der entsprechende Antrag der Universität Bremen auf Einrichtung und Dauerförderung der Leitstelle DABAG im Rahmen des Informations- und Dokumentationsprogramm wurde von der zuständigen „Gesellschaft für Dokumentation“ nachdrücklich befürwortet. In meinem Sinne politisch unklug hatte aber das Land Bremen gleichzeitig zwei Anträge vorgelegt, obwohl nur ein Projekt bewilligt werden konnte – und dieses Projekt war leider nicht die Leitstelle DABAG. Die Enttäuschung war bei allen an DABAG Beteiligten und vor allem bei mir als federführender Planer sehr groß: zwei Jahre Arbeit umsonst und die berufliche Perspektive als Leiter von DABAG und als Professor für politische Information und Dokumentation dahin.

¹⁵ Wilhelm Heinz Schröder: Die Datenbank Arbeiterbewegung/Arbeitergeschichte (DABAG). Allgemeiner und konkreter Systementwurf zur Schaffung eines computergestützten Informations- und Dokumentationssystems für die Verarbeitung von Literaturdokumenten zur Arbeiterbewegung/Arbeitergeschichte. Berlin/Bremen 1978, 196 S.; eine Kompaktfassung ist abgedruckt in: ders.: Informations- und Dokumentationsprobleme auf dem Gebiete der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte. Konzeptualisierung der Projekte „Datenbank Arbeitergeschichte/Arbeiterbewegungsgeschichte“ und „Biographisches Lexikon zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ In: Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte, Jahrbuch 6. Frankfurt a.M. 1979, S. 348-360.

Bei allen damaligen Frust muß ich im Rückblick sagen, dass die intensive Einarbeitung in den computergestützten Bereichen Information und Dokumentation und Bibliothekswesen und die Notwendigkeit des diskursiven, nationalen und internationalen Networkings mir später (bis heute) von großem Nutzen waren – nicht zuletzt für meine spätere Arbeit in einer international ausgerichteten sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtung wie der GESIS. GESIS hatte bzw. hat mit dem Informationszentrum Sozialwissenschaften (IZ) in Bonn eine Einrichtung, die wohl schon 1969 in der Trägerschaft der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute (ASI) entstanden war, aber dann im Kontext des IuD-Programms der Bundesregierung und der Diskussion um die Einrichtung des Fachinformationszentrums 13 schnell zur unbestrittenen zentralen IuD-Stelle der Sozialwissenschaften aufstieg. Ohne die nachhaltige Unterstützung des IZ wären z.B. die für die Entwicklung der Historischen Sozialforschung so wichtigen Forschungsdokumentationen seit 1977 nicht möglich gewesen. Die Erfolgsgeschichte von QUANTUM und vom 1977 gegründeten ZHSF wäre ohne die Forschungsdokumentationen als machtvolleres forschungsstrategisches, aber vor allem auch wissenschaftspolitisches Planungs- und Steuerungsinstrument kaum denkbar.

3.3 Institutionsbildung: Zentrum für Historische Sozialforschung als Forschungs- und Dienstleistungseinrichtung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM

1977-1987: Gründungsmitglied, Direktor/Abteilungsleiter des „Zentrums für Historische Sozialforschung e.V.“ (ZHSF) bzw. seit 1986 Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der „Gesellschaft für Historische Sozialforschung e.V.“ (Rechtsnachfolgerin des ZHSF e.V.).

In der Bundesrepublik Deutschland hatte sich erst seit den 1970er Jahren eine wissenschaftliche Infrastruktur der quantitativen historischen Forschung bzw. der Historischen Sozialforschung herausgebildet. Eine besondere Bedeutung für die Herausbildung der wissenschaftlichen Infrastruktur besaßen die verschiedenen Mitglieder-Organisationen im Bereich der quantitativen historischen Forschung. Die im europäischen Raum älteste und mit Abstand größte Mitglieder-Organisation bildete die Arbeitsgemeinschaft QUANTUM. QUANTUM, dessen Gründungsphase ich oben schon geschildert habe, hatte sich in nur wenigen Jahren von einer kleinen Vereinigung quantifizierender Spezialisten zu einem großen „Quasi-Berufsverband“ entwickelt, in dem die meisten „Quantifizierer“ organisiert waren und der die professionellen Interessen seiner Mitglieder nach Außen hin vertrat. Entsprechend gingen fast alle wichtigen Initiativen auf dem Bereich der quantitativen historischen Forschung in den ersten 20 Jahren der Vereinsgeschichte (bis Mitte der 1990er Jahre) von QUANTUM aus oder wurden doch zumindest wesentlich von seinen Mitgliedern mitgetragen.

Wesentliche Bestandteile einer effizienten Infrastruktur sind wissenschaftliche Einrichtungen, die die notwendigen und vielfältigen Dienstleistungen für den Forschungsbereich erbringen. Auch hier hatte QUANTUM frühzeitig in der Bundesrepublik die Initiative ergriffen: Das „Zentrum für Historische Sozialforschung e.V.“ (ZHSF) wurde im September 1977 als Forschungs- und Dienstleistungseinrichtung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM in Köln begründet. Das ZHSF

erlebte bis 1986 eine sehr wechselvolle Entwicklung, die durch vier Phasen gekennzeichnet ist: 1) die Konstituierungsphase 1977-1979, 2) die Ausbau- und erste Konsolidierungsphase 1979-1983 (insbesondere mit umfangreichen Projektmitteln der DFG und in eigenen großen Institutsräumen), 3) die Dezentralisierungsphase 1984-1986 (eingeschränkte dezentrale Fortführung der Aktivitäten durch freiwillige Leistungen und unterstützt durch QUANTUM und vor allem durch das Institut für angewandte Sozialforschung, Universität Köln, und dessen Direktor Erwin K. Scheuch) und schließlich 4) die Institutionalisierungsphase seit 1987 als Abteilung des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung im Rahmen der GESIS. Trotz aller temporärer Widrigkeiten konnte das ZHSF in den ersten zehn Jahren seiner Tätigkeit schon zahlreiche Forschungs- und Serviceleistungen kontinuierlich für die Historische Sozialforschung anbieten.

Seit August 1979 arbeitete am ZHSF das DFG-Forschungsprojekt „Grundlagenuntersuchung zur Entwicklung von Methoden und Techniken der Aufbereitung, der Archivierung und der Sekundäranalyse historisch-sozialwissenschaftlicher Forschungsdaten“. Das Projekt hatte folgende Hauptaufgaben: 1) Einrichtung eines Archivs maschinenlesbarer Daten; 2) Entwicklung von Methoden für die Archivierung; 3) Entwicklung von Standards für die adäquate Beschreibung von Datensätzen; 4) Einbürgerung der erarbeiteten Standards in die Primärforschung und 5) methodisch-technische Beratung von Forschungsprojekten. Die Förderung des ZHSF lief allerdings unerwartet im Juli 1982 aus, die erhoffte institutionelle Absicherung des ZHSF im SODASS-Verbund (einem Vorläufer der späteren GESIS) erfüllte sich nicht, so dass die Leistungen des ZHSF nicht weiter im gewohnten Umfang bereitgestellt werden konnten. Dies traf neben der Bereitstellung von archivierten Daten besonders die Beratungstätigkeit und die Methodenentwicklung. Erst die Aufnahme des ZHSF 1986/1987 in die neugegründete GESIS brachte einen grundlegenden Wandel.

Eine Zwischenbemerkung: Von April 1978 bis Juni 1986 wohnte (es gab nebenbei bemerkt auch meine Familie und ein Privatleben) und arbeitete ich in Berlin und war von daher schon mehr als ausgelastet. Vor allem der vom ehrgeizigen und erfolgreichen ZHSF-Vorstand (als auch von mir selbst) kollektiv ausgeübte Leistungsdruck auf seine *ehrenamtlich* fungierenden „Abteilungsleitenden“ des ZHSF war übertrieben und stets grenzlastig. Diesen Erwartungsdruck konnte ich von Berlin aus „nur“ durch Übernahme von dezentral zu verrichtenden Aufgaben erfüllen: so übernahm ich vor allem die Planung, Organisation und Durchführung der Methodenausbildung (QUANTKURS, ZHSF-Herbstseminar) und der Methodenberatung, die Planung, Organisation und Durchführung von Konferenzen und Workshops, die Herausgabe von Sammelbänden in unserer Buchreihe HSF und von Heften unserer Zeitschrift HSR sowie die Repräsentanz auf nationaler und internationaler Ebene (INTERQUANT). Dieser nur schwer auszuhaltende zusätzliche ehren- und nebenamtliche Dauerstress zeitigte auch für alle Vorstandsmitglieder soziale und insbesondere gesundheitliche Folgen. Ohne hier als Amateur-Psychologe zu diletieren, mögen z.B. der dramatisch frühe Tod in 1981 von QUANTUM-Mitgründer und ZHSF-Abteilungsleiter Reinhard Mann oder meine eigene ebenso dramatische lebensgefährliche Erkrankung in 1984, die ich mit viel Glück überlebte, u.a. damit in Zusammenhang stehen.

Die Erfolgsgeschichte von QUANTUM und vom ZHSF hatte ihren hohen Preis für die Gründergeneration: in kürzester Zeit stiegen wir von unbedeutenden Doktoranden und Assistenten zu hochnachgefragten *national and global players* auf, wir lösten eine Dynamik aus, deren Auswirkungen wir – wie in der Geschichte vom Zauberlehrling – nicht oder nur noch teilweise selbst bestimmen konnten.

Und vor allem: wir wurden mit wohlklingenden weiteren Ehrenämtern (und den damit verbundenen Verpflichtungen) überhäuft, blieben aber beruflich lange das, was wir vorher waren: befristet und abhängig beschäftigte wissenschaftliche Mitarbeiter, die für ihre Dienstausbildung und vor allem für ihre wissenschaftliche Weiterqualifikation wenig Zeit hatten. Aus dieser für uns faszinierenden und euphorisierenden Dynamik auszusteigen, schien dennoch nur durch eine unfreiwillige oder freiwillige „Notbremsung“ möglich. Wie heißt es so treffend in der auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs so deprimierenden Ballade „Der Zauberlehrling“ von Johann Wolfgang von Goethe:

... Und sie laufen! Naß und nässer / Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entsetzliches Gewässer! Herr und Meister! Hör' mich rufen! -
Ach, da kommt der Meister! Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister, / Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke, Besen! Besen! / Seid's gewesen.
Denn als Geister / Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.“

4. Individualbiographie: Beruflicher Werdegang 1978-1986

4.1 Aufstieg in die Berliner Welt der Historischen Sozialwissenschaft

1978-1986: Arbeitete als Wissenschaftlicher Assistent im Fachgebiet Neuere Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Prof. Karin Hausen), TU Berlin (1978-1983), anschließend als Fachleiter des DFG-Projektes „Biographisches Handbuch der sozialdemokratischen Parlamentarier in den deutschen Reichs und Landtagen 1867-1933“ am Lehrstuhl für Neuere Geschichte (Prof. Reinhard Rürup), TU Berlin; Habilitation und Verleihung der *venia legendi* („Neuere Geschichte“) am Fachbereich Kommunikations- und Geschichtswissenschaften, TU Berlin; Thema der Habilitationsschrift: „Biographisches Handbuch der Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918. Biographisch statistisches Handbuch“, die Habilitationsschrift erschien in gekürzter Form 1986 unter gleichem Titel im Droste-Verlag (Düsseldorf).

Auch das Institut für Geschichtswissenschaft an der TU Berlin war entschlossen die Chance der Neubesetzung u.a. der Professur für Wirtschaftsgeschichte (mit Karin Hausen) und der Assistentenstelle für Neuere Wirtschafts- und Sozialgeschichte (mit meiner Person) für eine Neuaufstellung des Instituts und eine Neuausrichtung des Geschichtsstudiums zu nutzen. Ausgangspunkt bildete eine Veranstaltungsreihe 1976 am Institut unter dem Titel „Geschichtswissenschaft als historische Sozialwissenschaft“, deren wichtigsten Beiträge dann in einem Taschenbuch unter dem völlig

überdimensionierten Titel „Historische Sozialwissenschaft“¹⁶ publiziert worden sind. Tatsächlich bestand ein dringender Bedarf nach Beiträgen zur Klärung des Begriffes, der Theorien, den Methoden etc., aber die einschlägig interessierten deutschen Historiker hielten sich weitgehend bedeckt. Dass nun ausgerechnet mein neues Institut sich hier aus der bequemen Deckung herausgewagt hatte, erfüllte mich mit Genugtuung, Stolz und der anfänglichen Gewißheit der richtige Mann mit den richtigen Themen am richtigen Platz und zu rechten Zeit zu sein. Erst später kamen mir einige berechtigte Zweifel. Reinhard Rürup schrieb die Einleitung zum Taschenbuch, hier seien einige wichtige Aussagen wiedergegeben:

Der Begriff „historische Sozialwissenschaft“ dürfe heute, obwohl erst wenige Jahre alt, jedem geläufig sein, der sich auch nur oberflächlich mit der Entwicklung und den Aufgabenstellungen der modernen Geschichtswissenschaft beschäftigt. 1973 veröffentlichte Hans-Ulrich Wehler drei Abhandlungen über das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Soziologie, zur Ökonomie und zur Psychoanalyse unter dem programmatischen Titel „Geschichte als Historische Sozialwissenschaft“. Ein Jahr später diskutierte Winfried Schulze im Rahmen seiner Untersuchungen zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Soziologie „Grundprobleme einer historischen Sozialwissenschaft“. Seit dem Frühjahr 1975 erscheint die Vierteljahrsschrift „Geschichte und Gesellschaft“, die sich im Untertitel als „Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ ausweist. 1976 schließlich bezeichnete Jörn Rüsen als die zentrale Aufgabe seiner „Studien zur Theorie der Geschichtswissenschaft“ eine „hinreichende Klärung des gegenwärtigen Status der Geschichtswissenschaft als historischer Sozialwissenschaft“.

Der raschen Durchsetzung des Begriffs stehe allerdings ein eher zögerndes Bemühen um eine präzise inhaltliche Bestimmung der „historischen Sozialwissenschaft“ gegenüber, und eine systematische Begründung der Geschichtswissenschaft als historischer Sozialwissenschaft müsse erst noch geleistet werden. Wenn heute gefordert werde, Geschichtswissenschaft als historische Sozialwissenschaft neu zu bestimmen, dürfte in der Regel – bei durchaus unterschiedlicher Akzentsetzung – vor allem eine Annäherung an die systematischen und theoretischen Sozialwissenschaften, eine Öffnung für deren Fragestellungen und Methoden und eine entschiedene Betonung gesellschaftsgeschichtlicher Problemstellungen gemeint sein. Der Begriff der „historischen Sozialwissenschaft“ habe insofern vielfach noch die Funktion eines „Feldzeichens“ für alle diejenigen, die eine an den Ansprüchen der Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie orientierte Neubestimmung der Geschichtswissenschaft für dringend erforderlich halten.

Wenn die Interpretation des gegenwärtigen „Strukturwandels“ der Geschichtswissenschaft auch auf Widerspruch stoße, so sei doch unbestreitbar, daß sich die leitenden Fragestellungen, die Methoden und die Hauptarbeitsbereiche dieser Wissenschaft in den letzten Jahren und Jahrzehnten in einem kaum zu überschätzenden Ausmaß verändert haben. Dieser Vorgang werde aus unterschiedlichen Quellen gespeist, er ist in Charakter und Richtung nicht einheitlich, und es gibt auch nicht wenige Historiker, die den gemeinsamen Nenner der wissenschaftstheoretischen

¹⁶ Reinhard Rürup (Hg.): Historische Sozialwissenschaft. Beiträge zur Einführung in die Forschungspraxis. Mit Beiträgen von Karin Hausen, Arthur E. Imhof, Wolf Lepenies und Peter Lundgreen. Göttingen 1977.

und -praktischen Veränderungen nicht in der Entwicklung einer historischen Sozialwissenschaft zu sehen vermögen. *Auch unter denjenigen Wissenschaftlern, die durch ihre eigenen Beiträge wesentlich dazu beigetragen haben, die Geschichtswissenschaft aus der Sackgasse eines verengten Historismuskonzepts herauszuführen, fänden sich Kritiker des Konzepts einer historischen Sozialwissenschaft, von dem sie eine erneute Verengung der Geschichtswissenschaft befürchten.* Dennoch könne heute kaum noch ernsthaft bezweifelt werden, daß die Geschichtswissenschaft zumindest „auch“ historische Sozialwissenschaft zu sein hat, da sie um ihrer eigenen Aufgaben willen auf das Forschungsinstrumentarium der benachbarten Sozialwissenschaften nicht verzichten kann.

Die Geschichtswissenschaft als historische Sozialwissenschaft dürfe nicht hinter die Ergebnisse des Historismus zurückfallen, sie muß historisch-hermeneutische mit sozialwissenschaftlich-analytischen Methoden verbinden. Die Einordnung der Geschichtswissenschaft in das Ensemble der Sozialwissenschaften solle eine Erweiterung der historischen Erkenntnismöglichkeiten bewirken und darf keineswegs – etwa durch den Verzicht auf das historische Ereignis, durch die Ausblendung der Ideen- oder Religionsgeschichte oder durch die Verfemung der Biographie – zu einer Verarmung der geschichtswissenschaftlichen Arbeit führen. Die historische Sozialwissenschaft wolle zwar generalisierende Aussagen machen, sie sei aber nicht interessiert an Gesetzmäßigkeiten oder Entwicklungstendenzen, die Gültigkeit für alle Zeiten beanspruchen, sondern nur an solchen innerhalb eines zeitlich definierten Rahmens. Im Gegensatz zu dem Allgemeingültigkeitsanspruch vieler sozialwissenschaftlicher Theorien könne es nur historische Theorien mit begrenzter Reichweite und Erklärungskraft geben.

Gerade in dieser Hinsicht konnte und kann der Historiker von den systematischen Sozialwissenschaften lernen. Darüber hinaus müsse er für seine Arbeit die in diesen Wissenschaften entwickelten Forschungstechniken, Methoden der Hypothesen- und Modellbildung und speziellen Theorieentwürfe zur Kenntnis nehmen, wobei eine mechanische Übernahme allerdings nur in den seltensten Fällen möglich sein werde. Es gehe vielmehr um eine kritische Aneignung und Umformung des methodischen Instrumentariums benachbarter Sozialwissenschaften für die Bedürfnisse des Historikers, denn die Theorieleistungen und Arbeitstechniken dieser Wissenschaften können für die historische Analyse auch von nur geringem Wert sein oder sogar den Zugriff auf die historischen Probleme erschweren.

Die Bestimmung der Geschichtswissenschaft als historische Sozialwissenschaft bedeute keine Kapitulation der Geschichte vor soziologischen oder ökonomischen Theorieansprüchen, sie eröffne der historischen Wissenschaft durch kritische Aneignung der Methoden und Ergebnisse anderer Sozialwissenschaften vielmehr eine neue Möglichkeit, zu einer Integrationswissenschaft auf höherer Ebene zu werden. Die Geschichtswissenschaft als historische Sozialwissenschaft sei zur gesamtgesellschaftlichen historischen Analyse und Darstellung verpflichtet. Sie sei dabei auf einen theoretischen Bezugsrahmen angewiesen, der ihr bei der Abgrenzung des Untersuchungsgegenstandes ebenso wie bei der Verknüpfung der verschiedenen Wirklichkeitsbereiche hilft, der eine historisch-systematische Analyse ermöglicht und die Einbeziehung spezieller, auf gesellschaftliche Teilgebiete ausgerichteter Theorien und Erklärungsmodelle erleichtert

Der Prozeß der Umformung und Erweiterung der Geschichtswissenschaft sei keineswegs abgeschlossen, und zwischen dem begründeten Anspruch einer histori-

schen Sozialwissenschaft und der Realität des historischen Wissenschaftsbetriebes werde unvermeidlich noch für lange Zeit eine große Lücke klaffen. Fehlleistungen und Enttäuschungen werden nicht ausbleiben, und es mag darüber hinaus fraglich sein, ob die historische Sozialwissenschaft als umfassende Integrationswissenschaft jemals mehr als eine regulative Idee sein kann. Die „historische Sozialwissenschaft“ sei keine Zauberformel, aber sie sei ein Programm, das der Geschichtswissenschaft zu einer Erweiterung ihrer wissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten und zu einer Ausdehnung und Festigung ihrer gesellschaftlichen Funktionen verhelfen könnte.

Die Einzelbeiträge dieses Bandes befassen sich nicht mit der theoretischen Grundlegung, sondern mit der wissenschaftlichen Praxis der historischen Sozialwissenschaft. Sie berichten über Fragestellungen und Methoden, Entwicklung und Ergebnisse historisch-sozialwissenschaftlicher Forschung.

Vor diesem Hintergrund traf ich am Institut für Geschichtswissenschaft auf eine hoch kommunikative, diskursive und in vielen Kontexten aktive Kollegenschaft. Es war eine unglaublich spannende Zeit, frau/man waren mit den unterschiedlichsten Themen/Richtungen konfrontiert: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Geschichte des Antisemitismus- und des Nationalsozialismus, Wissenschafts- und Technikgeschichte, Stadtgeschichte, Arbeiterbewegungsgeschichte, Minoritätengeschichte usw. Wir erprobten auch neue Lehrangebote wie z.B. das für alle verbindliche Grundseminar, das gemeinsam von 3 Assistenten (je 1 aus der Alten, Mittelalten und Neuen Geschichte) geleitet und moderiert wurde. Die allergrößte Überraschung zu Beginn meiner Tätigkeit war für mich die Bitte meiner KollegInnen (Professoren und Mitarbeiter), dass ich schon im WS 1978/79 eine eigens konzipierte Lehrveranstaltung „Einführung in die Quantifizierung und EDV-Anwendung für Hochschullehrer und wissenschaftliche Mitarbeiter“ (selbstverständlich mit einem kollektivbiographischen Datensatz) durchführen sollte. Die Lehrveranstaltung war ein Erfolg (fand allerdings später keine Wiederholung mehr – die Paradigmen änderten sich allmählich) und bedeutete für mich eine besondere Anerkennung meiner Arbeit.

Stellvertretend für die vielen Kolleginnen und Kollegen, die daran beteiligt waren, möchte ich an dieser Stelle nur meine unmittelbaren Assistentenkolleginnen und -kollegen erwähnen: Barbara Duden, Ursula Nienhaus, Regina Schulte, Beate Wagner, Peter Brandt, Ludolf Kuchenbuch und Klaus Herbers. Der Enthusiasmus unter den Assistenten war so groß und „ansteckend“, dass ich mich erneut in der Akademischen Selbstverwaltung engagierte und für die hochschulpolitische Assistentenliste in zahlreiche Ämter gewählt wurde, so u.a. in das Direktorium des Instituts für Geschichtswissenschaft, in den Fachbereichsrat des Fachbereichs Kommunikations- und Geschichtswissenschaft und in das zentrale Konzil der TU Berlin. Überhaupt gewährten Reinhard Rürup und Karin Hausen mir – als „nur“ wissenschaftlichen Assistenten - genügend Freiräume, die ich für Forschung und Lehre, aber auch zur Erfüllung meiner zahlreichen Funktionen in der Wissenschaftlichen Gemeinschaft brauchte – nur unter diesen Bedingungen war es z.B. möglich, meine schon oben erwähnten und beklagten Verpflichtungen in Köln nachzukommen.

Meine Lehrveranstaltungen konzentrierten sich meiner Aufgabenstellung gemäß auf Themen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und auf zahlreiche Varianten des allgemeinen Oberthemas „Quantifizierung und EDV-Anwendung“. Das dabei die kollektivbiographischen Ansätze nicht zu kurz kamen, brauche ich nicht besonders

hervorzuheben. An zusätzlichen Lehrgebieten erschloß ich mir das kontroverse Feld der Historischen Konjunkturforschung, was u.a. seinen Niederschlag fand in der Mitherausgabe des HSF-Sammelbandes „Historische Konjunkturforschung“¹⁷, das bis heute an der TU hochentwickelte Gebiet der „Modernen Stadtgeschichte“, was u.a. ebenfalls seinen Niederschlag fand in der Herausgabe des HSF-Sammelbandes „Moderne Stadtgeschichte“¹⁸ und – als langjähriger Medienbeauftragter – das weite Feld „Historischer Film, Filmanalyse, Filmgeschichte, Medienkultur“, was u.a. später auch die kompetente Planung und Umsetzung des Dokumentarfilmprojektes „Parlamentarier unter dem Hakenkreuz“ (im Auftrage des Deutschen Bundestages) ermöglichte.

Pluralität am Institut bedeutete aber auch Heterogenität und in den folgenden Jahren verlor das „Bild“ der Historischen Sozialwissenschaft seine anfängliche Integrationskraft, die unterschiedlichen Standpunkte wurden wieder sichtbarer und die Institutsabteilungen Alte, Mittlere und Neue Geschichte gingen z.B. zunehmend wieder ihre eigenen Wege. Pluralität bedeutete aber auch die große Chance, sich viele neue Forschungs- und Themenfelder diskursiv zu erschließen und möglicherweise selbst anzuwenden. Die schwindende Leitbildfunktion/Bindungskraft der Historischen Sozialwissenschaft war kein eigentümliches Phänomen an der TU Berlin, sondern ließ sich allüberall in den Geschichtswissenschaften beobachten. Da ich als Exponent der (quantitativen) Historischen Sozialwissenschaft galt und unter diesem Vorzeichen auch nach Berlin gerufen worden war, hatte diese Entwicklung auch zur Folge, dass mein „Stern“ am „Himmel“ der TU Berlin nicht mehr ganz so strahlend leuchtete, sondern eher in entferntere Galaxien abwanderte.

Dies wurde auch drastisch deutlich, als es nach fünf Jahren Assistentenzeit um die (ursprünglich als problemlos eingeschätzte) Überleitung meiner Stelle und um die damit verbundene sechsjährige Verlängerung ging. Erst spät im Winter 1982/83 wurde mir klargemacht, dass – entgegen den früheren Ankündigungen – für mich keine Verlängerung möglich war und ich zum 31. März 1983 definitiv aus dem Dienst der TU Berlin ausscheiden mußte. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, wo ich auf fast allen Gebieten höchst erfolgreich agierte und auch international die ersten reputierlichen Anerkennungen erfuhr, aber: der gerade in Washington frisch gewählte Generalsekretär von INTERQUANT im Weltverband der Historiker sollte nur ein vielbeschäftigter, aber arbeitsloser Assistent sein? – das war ein Bild, das ich niemanden auf der internationalen Bühne vermitteln konnte (und auch nicht wollte).

Nach Überwindung des Schocks zog ich eine selbstkritische Bilanz der letzten Jahre und beschloß, die vielen neben- und ehrenamtlichen Tätigkeiten ruhen zu lassen bzw. dilatorisch zu behandeln und mich wieder dem weitestgehend zu widmen, weshalb ich überhaupt den Weg der „Wissenschaft als Beruf“ angetreten hatte: forschen, forschen und immer wieder forschen und darüber publizieren, publizieren und immer wieder publizieren. Es mußte ein empirisches Forschungsfeld sein, mit dem ich theoretisch und methodisch schon vertraut war und wo ich mich auf bewährte empirische Vorarbeiten und Erfahrungen stützen konnte.

¹⁷ Wilhelm Heinz Schröder/Reinhard Spree (Hg.): Historische Konjunkturforschung. Stuttgart 1980.

¹⁸ Wilhelm Heinz Schröder (Hg.): Moderne Stadtgeschichte. Stuttgart 1979.

Naheliegenderweise entschied ich mich für das nun schon seit 12 Jahren mehr oder weniger bestellte Feld der Kollektivbiographie¹⁹ der sozialdemokratischen Parlamentarier im Kaiserreich, das ich nun aus inhaltlichen (nicht aber forschungspraktischen) Gründen um die Parlamentarier der Weimarer Republik erweiterte.

Aus der Not wurde eine Tugend: Ich machte mir meine Erfahrungen mit der Wissenschaftsforschung zunutze und entwickelte eine detaillierte Forschungsstrategie für die nächsten fünf Jahre. Ich hatte zwei ambitionierte, klare, aber in der Umsetzung imponderable Zielprojektionen:

- 1) Habilitation im Fach Neuerer Geschichte an der TU Berlin, dafür brauchte ich eine Habilitationsschrift (*Opus Minus*), die ich als individuellen Leistungsnachweis erbringen mußte; dies sollte durch eine selbstfinanzierte „kleinorganisatorische“ Kollektivbiographie meines bestehenden, aber unvollendeten Reichstagskandidatenprojekts BOKAND geschehen.
- 2) Schaffung eines *Opus Magnum* („das große Werk, das Dich vollendet“), das ich nicht allein, sondern mit einem Forschungsteam unter meiner Leitung verwirklichen wollte; dies sollte durch eine drittmittelfinanzierte „großorganisatorische“ Kollektivbiographie des neuen Parlamentarierprojekts BIOSOP geschehen – verbunden mit der Hoffnung auf den Gebieten der lexikalischen Biographie und der kollektiven Biographie neue allgemeingültige Maßstäbe zu setzen.

Meine Wertschätzung („Ranking“) galt – um sinnbildlich in der Begrifflichkeit der Alchemie zu sprechen – dem BIOSOP-Projekt als „Opus Magnum“ (das „große Werk“, das unedle Stoffe durch Transmutation in Gold verwandelt) und dem BOKAND-Projekt als „Opus Minus“ (das „kleine Werk“, das auf einfachere Art unedle Stoffe in Silber verwandelt). Beide Werke konnten tatsächlich verwirklicht werden, meine detaillierte Forschungsplanung aber erwies sich relativ schnell als „akademisch“ und realitätsfern und mußte ständig neu evaluiert und den wechselnden Anforderungen und Bedingungen angepaßt werden.

4.2 Kleinorganisatorische Kollektivbiographie: BOKAND

Die biographischen Forschungen zu den Lebensläufen der sozialdemokratischen Reichstagskandidaten sind – wie oben schon gesagt – Teil meines umfassenden Forschungsprojektes zu den Lebensläufen sozialdemokratischer Parlamentarier und Funktionäre bis 1933; ihre Anfänge reichen bis in meine Examenszeit 1971 zurück. Obwohl ich zur Kollektivbiographie der Reichstagskandidaten seit 1974 Vorträge gehalten, eine Reihe von Aufsätzen dazu veröffentlicht und den Datensatz standardmäßig bei einer Reihe von Lehrveranstaltungen eingesetzt hatte, hatte ich weder Zeit noch Möglichkeit das seit 1976 geplante wissenschaftliche Handbuch systematisch vorzubereiten und fertigzustellen. Dies gelang erst im Rahmen des BIOSOP-Projektes, dessen Ressourcen ich naheliegenderweise auch für BOKAND nutzen konnte. Man kann es auf die knappe Formel bringen: Ohne den Vorlauf von BOKAND hätte es nie ein BIOSOP-Projekt gegeben und ohne BIOSOP-Projekt

¹⁹ Ich hatte justament im Oktober 1982 eine Sektionsveranstaltung auf dem deutschen Historikertag zum Thema Kollektivbiographie organisiert und geleitet, vgl. dazu: Wilhelm Heinz Schröder (Hg.): *Lebenslauf und Gesellschaft: Zum Einsatz von kollektiven Biographien in der historischen Sozialforschung*. Stuttgart 1985.

hätte es nie eine systematische Fertigstellung des BOKAND-Handbuches gegeben. Hinzu kam der wachsende Erwartungsdruck am Fachbereich für Geschichtswissenschaften an der TU Berlin, mich nun endlich für die weitere wissenschaftliche Laufbahn zu qualifizieren und mich ordentlich im Fach Neuere Geschichte an der TU Berlin zu habilitieren.

Tatsächlich gelang es mir, eine im Vergleich mit der späteren Druckfassung kollektivbiographisch erweiterte Habilitationsschrift im Februar 1986 vorzulegen und mich nach einem relativ kurzen Habilitationsverfahren (Betreuer: Prof. Reinhard Rürup) im Juli 1986 (fast auf den Tag genau 10 Jahre nach meiner Promotion) zu habilitieren – wenig später erschien das BOKAND-Handbuch im Düsseldorfer Droste-Verlag in der Reihe „Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ der „Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“.²⁰

Die Arbeit am BOKAND-Handbuch hat zu vielen Überlegungen über meine Arbeitsweise, aber auch über mein Psychogramm als Kollektivbiograph geführt. Das Vorwort des BOKAND-Handbuches habe ich dann auch dazu benutzt, wenigstens einmal an prominenter Stelle – mit Bezug auf den von mir so hochgeschätzten österreichischen Dichter Robert Musil – die Grundsituation des Kollektivbiographen kurz zu beschreiben. Musil sagt in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“:

„..., daß das Gesetz dieses Lebens, nach dem man sich ... sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, daß man sagen kann: ‚Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!‘ Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen ..., was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten *Faden* der Erzählung, aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Wohl dem der sagen kann ‚als‘, ‚ehe‘ und ‚nachdem‘! Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufs wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen.“ (Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 650)

Die meisten Menschen seien „im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler“:

Sie lieben nicht die Lyrik, oder nur für Augenblicke, und wenn in den Faden des Lebens auch ein wenig ‚weil‘ und ‚damit‘ hineingeknüpft wird, so verabscheuen sie doch alle Besinnung, die darüber hinausgreift: sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen ‚Lauf‘ habe, irgendwie im Chaos geborgen.

Diese (auto-)biographische Erzählsituation, die Musil beschreibt, gilt im übertragenen Sinne gleichermaßen für die Arbeit des Kollektivbiographen bzw. des biographischen Lexikographen; es ist die leidvolle Notwendigkeit, in jener „perspektivi-

²⁰ Schröder, Wilhelm Heinz: Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918. Biographisch-statistisches Handbuch. Düsseldorf 1986 (= Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 2).

schen Verkürzung des Verstandes“ jedem zu biographierenden Leben einen ‚normal-biographischen‘ Lauf zu geben und diesen Lebenslauf in das „primitiv Epische“ einer standardisierten Kurzbiographie zu übersetzen. Erwartungen, wie sie insbesondere mit der ‚großen‘ historischen Einzelbiographie verknüpft sind, kann und will das Handbuch nicht erfüllen. Dennoch sind die wissenschaftlichen Ansprüche, die das Handbuch erhebt, keinesfalls gering; es versteht sich als ein Versuch, die Anforderungen der modernen Lebenslaufforschung und der kollektiven Biographie angemessen für ein bestimmtes historisches Personenkollektiv umzusetzen.

Das BLOKAND-Handbuch erhielt viele anerkennende Rezensionen, nur der Abschnitt zu den Editionsprinzipien mit den Bemerkungen zur „Rekonstruktion der Lebensläufe und Normalbiographie“ (wo eben jene „perspektivische Verkürzung des Verstandes“ zum Tragen kommt) stieß vor allem bei traditionellen Historikern auf Kritik. Unter den positiv urteilenden Rezensenten schrieb der Mannheimer Historiker und Politikwissenschaftler Klaus Schönhoven, der sich mit einer Arbeit in einem ähnlichen Themenbereich wie dem meiner Dissertation habilitierte hatte²¹, eine kompetente und ausgewogene Rezension²²:

Die Erarbeitung von biographischen Handbüchern ist eine entsagungsvolle Tätigkeit, die zeitraubende Recherchen erfordert und dennoch nicht immer von Erfolg gekrönt wird, weil auch der fleißigste Sammler und Forscher an quellenbedingte Informationsgrenzen stößt. Dies gilt namentlich bei Repräsentanten aus den Reihen der Arbeiterbewegung. Ihr »Funktionärsdasein« ließ ihnen wenig Zeit für autobiographische Reflexionen, zumal sie ihre individuellen Lebenswege meistens hinter einem kollektiven und solidarischen Rollenverständnis verbargen. Zur mangelnden Entwicklung eines privaten Bewußtseins kommen gerade für die Vertreter der deutschen Arbeiterbewegung die Kontinuitätsbrüche der deutschen Geschichte hinzu und die durch diese verursachten Quellenverluste. So sind, worauf Schröder in seiner fundierten Einleitung mit Nachdruck hinweist, in der NS-Zeit »wesentliche Quellenbestände mit biographischem Gehalt« vernichtet worden: entweder »durch die Organisationen bzw. durch die betroffenen Personen als Eigenschutzmaßnahme selbst oder durch die Nationalsozialisten oder auch durch Kriegseinwirkungen« (S. 49). Da zudem in der Bundesrepublik die kollektive Lebenslaufforschung noch in den Kinderschuhen steckt und sich an dem in Frankreich oder England erreichten Standard nicht messen lassen kann, war der rund fünfzehnjährige Forschungsweg, der zu diesem Handbuch führte, besonders beschwerlich.

Das Ergebnis sind die Kurzbiographien von 700 sozialdemokratischen Reichstagskandidaten, die sich nachweislich bei einer der Haupt-, Stich-, Nach- oder Ersatzwahlen zum Reichstag zwischen Juni 1898 und November 1918 um einen Parlamentssitz bewarben. Für den Beginn mit dem Erhebungsjahr 1898, das keine Zäsur in der SPD-Geschichte markiert, sprechen quellenbezogene Argumente (vor allem der Hinweis auf vorerst nicht auffüllbare Informationslücken für die sozialdemokratischen Kandidaturen bei den vorangegangenen Reichstagswahlen), während das Jahr 1918 als Endjahr des Untersuchungszeitraums durch die am Übergang

²¹ Klaus Schönhoven: *Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914*. Stuttgart 1980.

²² Klaus Schönhoven, Rezension in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Band 28 (1988), S. 689-690.

vom Kaiserreich zur Republik eingetretenen Veränderungen im Verfassungs- und Wahlrecht gerechtfertigt ist. Inhaltlich bedeutsam ist die Entscheidung des Bearbeiters, sich auf »die ›harten‹ Fakten der individuellen Lebensläufe« zu beschränken und alle Informationen, die »Persönlichkeitsmerkmale, politisches Verhalten, ideologische Standpunkte etc. betreffen«, nicht zu berücksichtigen (S. 63). Das führt, wie Schröder selbst betont, zu optischen Verzerrungen, weil mancher »Hinterbänkler« im Laufe seines Lebens eine Vielzahl von Posten in Partei und Gewerkschaften wahrnahm und deshalb in seiner Handbuchvita gewichtiger erscheint als prominente Politiker mit wenigen Karrierestationen. Aber gerade dieser optische Nachteil, der sich in unterschiedlich langen Kurzbiographien manifestiert, wird kompensiert durch die Zuverlässigkeit der mitgeteilten Fakten und durch klare überprüfbare Kriterien: Das Prinzip, alle Reichstagskandidaten der SPD für einen bestimmten Zeitraum systematisch zu erfassen, schützt vor der immer fragwürdig bleibenden Vorauswahl eines Bearbeiters; das Prinzip, für jeden Reichstagskandidaten eine »Normalbiographie« mit eindeutig definierten Informationssegmenten zu erstellen (s. S. 60 ff.), macht die Editionsarbeit auch für den Benutzer transparent und konfrontiert ihn nicht mit einer manchmal nur schwer entwirrbaren Mischung von Fakten und Meinungen.

Dieser Verzicht auf Werturteile und auf biographische Essays kostet natürlich auch seinen Preis: Das Handbuch ist ein Nachschlagewerk ohne literarische Ambitionen; seine Benutzer werden nicht zur kontinuierlichen Lektüre ermuntert, sondern mit spröden, aber genauen Daten versorgt. Deren Informationsgehalt übertrifft alle einschlägigen biographischen Lexika zur deutschen Arbeiterbewegung. Wer also schnell und sorgfältig sich über den Personenstand, die Schulbildung, die Berufskarriere, die parlamentarischen Ämter sowie die politischen und gewerkschaftlichen Funktionen der sozialdemokratischen Reichstagskandidaten im späten Kaiserreich unterrichten will, wird jetzt »den Schröder« zu Rate ziehen, der für das Forschungsgebiet der kollektiven Biographik in der Bundesrepublik eine neue Richtmarke setzt.

Das Handbuch enthält neben den 700 Kurzbiographien – von Adamek bis Zubeil – eine statistische Dokumentation, die die von der SPD bei den Reichstagswahlen von 1898 bis 1912 erzielten Ergebnisse nach Ländern (für Preußen und Bayern nach Provinzen bzw. Regierungsbezirken) aufschlüsselt und für alle Wahlkreise die Ergebnisse der sozialdemokratischen Kandidaten in absoluten Zahlen und in Prozentwerten zusammenstellt. Leider fehlen hier Angaben, die wenigstens knapp über das Abschneiden der anderen Parteien und die Gesamtergebnisse der einzelnen Wahlen auf Reichsebene informieren. Opulent ist dagegen die Serviceleistung des fast einhundert Seiten langen Registeranhangs, der zehn verschiedene Kriterien tabellarisch erfaßt. Da die einzelnen Personen in diesem Anhang mit Identifikationsnummern versehen sind und eine Fülle von Kurz-Siglen verwendet wird, will die Benutzung der Register erst eingeübt sein, bevor sie ihren Informationsreichtum preisgeben. Sehr lesenswert ist die Einleitung, die Schröder seinem Handbuch vorangestellt hat, weil er hier prägnant seine Quellen vorstellt, seine Methoden erläutert und darüber hinaus auf knappem Raum die gesetzlichen Rahmenbedingungen der Reichstagswahlen, ihre Relevanz für die SPD als parlamentarisch agierende Partei sowie den Prozeß der nicht immer konfliktfreien Kandidatennominierung darstellt. Schröders Überlegungen zum Problem der Kontinuität und Diskontinuität bei der Kandidatenkür und seine Hinweise auf einzelne Aufstellungsvorgänge könnten in gezielten Fallstudien weiterverfolgt werden.

Da ich in der BOKAND-Einleitung den Abschluß des BIOSOP-Projektes schon für den Sommer 1986 angekündigt und – völlig realitätsfern – das Erscheinen des BIOSOP-Handbuches in absehbarer Zeit in Aussicht gestellt hatte, erhielt das BOKAND-Handbuch – völlig zu Unrecht – bei manchen Rezensenten mehr den Charakter einer Pilotstudie zum BIOSOP-Handbuch.

4.3 Großorganisatorische Kollektivbiographie als Beruf: BIOSOP

Die wesentlichen Grundlagen zum BIOSOP-Handbuch²³ wurden im Rahmen des Forschungsprojektes »Biographisches Handbuch der sozialdemokratischen Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933« am Lehrstuhl für Neuere Geschichte (Prof. Reinhard Rürup) an der Technischen Universität Berlin erarbeitet. Das BIOSOP-Projekt erhielt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) von Juli 1983 bis zum Dezember 1987 eine großzügige finanzielle Förderung. Nach Ablauf der DFG-Förderung wurde das Projekt im Rahmen des Zentrums für Historische Sozialforschung (ZHSF) am Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung (ZA, Mitgliedsinstitut der »Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Infrastruktureinrichtungen« GESIS) mit Eigen- und Institutsmitteln weitergeführt und 1995 abgeschlossen.

Dem hohen Anspruch des „Opus Magnum“ entsprechend, wurde das BIOSOP-Handbuch angemessen mit den bedeutenden Worten eines „Großen Dichters“, eines „Klassikers“ eingeleitet – dafür kam in meinen Augen nur der von mir persönlich hochgeschätzte Johann Wolfgang von Goethe infrage, der ein schier unerschöpfliches Potenzial kluger Zitationen bietet. Nicht ganz überraschend fand ich dann auch schon bei Goethe eine „klassische“ Definition von Kollektivbiographie:

So viel ist aber gewiß, wenn man bei biographischen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeschichten ein solches Schema vor Augen hat und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß, so wird man, wie an einem guten Leitfaden sich durch die labyrinthischen Schicksale manchen Menschenlebens hindurchfinden. (Goethe, Geschichte der Farbenlehre, 5. Abt.)

Das, was Goethe den »guten Leitfaden« nennt, heißt in der kollektiven Biographik »biographischer Standard« bzw. »Normalbiographie«. Überraschenderweise finden sich zwischen kollektiver und dichterischer Biographik nicht nur »methodische«, sondern auch »theoretische« Gemeinsamkeiten. Goethe beschreibt an anderer Stelle die Position des (Kollektiv-)Biographen:

Der Biograph an seiner Stelle ist, als Dritter, gegen den Mann, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vorteil: er hält sich an das Resultat, wie es im Ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine. (Goethe, Schriften zur Literatur)

²³ Wilhelm Heinz Schröder: Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933. Biographien, Chronik, Wahldokumentation; ein Handbuch. (= Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 7), Düsseldorf 1995.

Ähnlich kann man auch eine Hauptintention der Kollektivbiographie beschreiben. Allerdings haben die Gemeinsamkeiten zwischen Goethe und speziell diesem Handbuch enge Grenzen, denn Goethe hätte sich zweifellos mit Abscheu von einem biographischem Handbuch mit »Parteipolitikern« abgewandt. Wenn auch im Vormärz sicherlich der Begriff »Partei« anders verstanden wurde als heute, äußerte Goethe in einem Gespräch mit Eckermann (am 2.5.1831) gleichsam Vorformen von moderner »Parteienkritik«, nimmt man die subjektive Geringschätzung von Goethe heraus, beschreibt es prägnant eine Grundfunktion moderner politischer Parteien:

So findet man auch im Leben eine Masse von Personen, die nicht Charakter genug haben, um alleine zu stehen; diese werfen sich gleichfalls an eine Partei, wodurch sie sich gestärkt fühlen und nun eine Figur machen.

BIOSOP bedeutete für mich das Eintauchen in die faszinierende virtuelle Welt des Kollektivbiographen: da wurden auf ständiger Suche nach neuen Informationen die sich immer wieder neu konturrierender historischen Mikrokosmen von zunächst vielen Tausenden individualbiographischer Konstrukte in Einzelinformationen und Teilsegmenten zerlegt, zusammengeführt und wieder verworfen; da wurden unterschiedliche Lebensläufe über Ähnlichkeiten falsch miteinander zu plausiblen vielleichtigen Artefakten verknüpft; da wurden ungesicherte Informationen quellenkritisch nach der Wahrscheinlichkeit in Wirklichkeit verwandelt und aus einem riesigen Haufen ungeordneter biographischer Daten systematisch standardisierte Lebensläufe geformt.

Die Biographien der Parlamentarier entwickelten sich mit der Zeit auf zwei Ebenen: als recherchier- und korrigierbares Digitisate in der Datenbank und als virtuell greifbare individuelle Leben in meinem Gedächtnis. Schon nach dem ersten redaktionellen Gang durch alle 2427 Biographien konnte ich meine Mitarbeiter mit stets abrufbaren Detailkenntnissen über jeden Parlamentarier gleichermaßen erschrecken wie verblüffen – vor allem auch mit der Kenntnis von vielen „Geschichten“ hinter der Geschichte. Ich denke, dass das, was so mancher Rezensent später kritisierte, mir als Kollektivbiograph am schwersten fiel: sich – wohl wissend um die vielen subjektiven „Geschichten“ bei der Handbuchbiographie – bei dem kollektivbiographischen Datensatz nur auf die objektivierbaren und damit intersubjektiv vergleichbaren Merkmale des Lebenslaufes zu beschränken. Ohne diese extreme Arbeitsdisziplin könnten solche massenbiographischen Handbücher überhaupt nicht entstehen; ansonsten wäre ein großes Bearbeiterteam vonnöten und es würde vermutlich Jahrzehnte bis zur Fertigstellung dauern. Zudem würde die nur geringe „politische Relevanz“ der meisten biographierten Parlamentarier eine Darstellung in Form einer ausführlichen Individualbiographie nicht rechtfertigen. Erst die kollektivbiographischen Analysen geben dann wieder die Möglichkeit, z.B. bei der ausführlichen Erläuterung typischer oder auch untypischer Einzelfälle jene subjektive Dimension stärker mit einzubeziehen und diese auch in einem historischen Kontext individuell zu verorten.

Nach 12 Jahren (1983-1995) Bearbeitungszeit mit wechselnder Intensität und Extensität stellte ich – eher resignativ – im Vorwort fest:

Im Rückblick erscheint mir die Arbeit an diesem Handbuch phasenweise wie ein alles verschlingender Moloch, der kaum Zeit für andere Tätigkeiten und insbesondere für das Privatleben ließ. ... Ich hoffe dennoch, daß sich der hohe wissenschaftliche und »soziale« Aufwand gelohnt hat und sich das BIOSOP-Handbuch

gleichsam zum einem »Klassiker« unter den Nachschlagewerken der Parteien- und Parlamentarismusforschung entwickeln wird – »klassisch« frei nach dem schon eingangs als Referenz zitierten Goethe, der am 26.1.1804 an H. Voß schrieb: »denn alles, was vortrefflich sei, sei eo ipso klassisch, zu welcher Gattung es auch gehöre.«

Die exorbitanten Leistungen und Belastungen waren den meisten Rezensenten des Handbuches durchaus präsent und wurden entsprechend hervorgehoben und gewürdigt. Der Kölner Historiker Ludwig Richter schreibt z.B. nachfühlend in seiner Rezension:²⁴

Wir müssen uns Sisyphus, so stellt Albert Camus fest, als einen glücklichen Menschen vorstellen, trotz – oder gerade wegen – seines bekannten Schicksals, immer wieder mit ansehen zu müssen, wie der von ihm mühsam den Berg heraufgewälzte Stein kurz vor dem Gipfel wieder in den Abgrund rollt. Obwohl auch Wilhelm Heinz Schröder in der Einleitung zu seinem monumentalen Handbuch „Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867 und 1933“ ähnliche Erfahrungen beim Zusammentragen und Auswerten der exorbitanten Menge von Informationen beschreibt, die hier auf 1097 eng bedruckten Seiten dem Leser präsentiert werden, so scheint es doch, daß es ihm gelungen ist, den Stein auf dem Gipfel zur Ruhe zu bringen – ein Unterschied zwar im unmittelbaren Ergebnis, nicht aber im spezifischen Resultat. (...)

Als Bilanz bleibt festzuhalten, daß das Handbuch einerseits einen wichtigen Beitrag zur Grundlagenforschung über die Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien leistet, andererseits aber auch die Möglichkeit eröffnet – verhältnismäßig schnell gerade aufgrund der mehrdimensionalen Indizierung – , durch die Untersuchung der Zusammensetzung, Verflechtung und Transformation von politischen Eliten wichtige und bisher in dieser Vollständigkeit nicht vorliegende Erkenntnisse über die sozialen Grundlagen und Bedingungen politischer Prozesse zu gewinnen; insofern leistet das vorliegende monumentale Werk einen zentralen Beitrag zur weiteren Aufarbeitung der vorhandenen Forschungsdefizite. Ein in seiner herausragenden Qualität vergleichbares Handbuch für das weite und bislang völlig vernachlässigte Feld der Landtagsabgeordneten bleibt zu wünschen.

Das hohe Lob vieler Rezensenten war Balsam für die Seele des „geschundenen“ Kollektivbiographen, ebenso die häufige Replik der Rezensenten auf meinen im Vorwort ausgesprochenen „Klassiker“-Wunsch; so schließt z.B. der Historiker Hans Fenske seine Rezension²⁵ mit folgender Bemerkung:

So lädt der Band vielfach zum Lesen ein und leistet weit mehr, als man gemeinhin von einem biographischen Handbuch erwartet. Er hat alle Voraussetzungen dazu,

²⁴ Rezension von Ludwig Richter, in: Der Staat. Zeitschrift für Staatslehre etc. Bd. 36 (1997) Heft 2, S. 323-324.- Richter hatte kurz zuvor seine preisgekrönte Dissertation (Kirche und Schule in den Beratungen der Weimarer Nationalversammlung. Düsseldorf 1996) veröffentlicht. Siehe auch: „Nationalliberalismus in der Weimarer Republik. Die Führungsgremien der Deutschen Volkspartei 1918-1933“, 2 Bde. (gemeinsam mit Eberhard Kolb) Düsseldorf 1999.

²⁵ Rezension von Hans Fenske, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.5.1996, Nr. 125, S. 12.- Fenske hatte kurz zuvor eine umfassende Darstellung der deutschen Parteiengeschichte vorgelegt, Hans Fenske: Deutsche Parteiengeschichte. Paderborn 1994.

sich – wie Schröder hofft – zu einem „Klassiker“ unter den inzwischen ja recht zahlreichen Nachschlagewerken der Parteien- und Parlamentarismusforschung zu entwickeln.

Die Rezension des Historikers Stefan Berger²⁶ (damals noch University of Wales) ist erfrischend unaufgeregt, kompetent und informativ, kompakt, zudem einer der wenigen Rezensionen in englischer Sprache, sie soll hier stellvertretend für die vielen anderen Rezensionen zum BIOSOP-Handbuch wiedergegeben werden:

This tome is an exemplary biographical dictionary and at the same time much more than that. Wilhelm Heinz Schröder, who has already compiled the excellent *Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918. Biographisch-statistisches Handbuch* (Düsseldorf, 1986), presents here the fruits of more than 25 years of work on Social Democratic politicians and functionaries in the Reichstag and in 31 Landtage between 1867 and 1933 (only the Danzig Landtag is documented until 1938). It is a testimony to the diligence, perseverance and patience of the author that in the end he (and his collaborators) succeeded in overcoming the many methodological and source problems to produce a highly reliable ‘collective biography’ of Social Democratic parliamentarians. The comparative analysis of individual biographies relies heavily on quantitative methods as used by the empirical social sciences and is rich in statistical detail. According to Schröder, the ‘typical’ Social Democratic parliamentarian was born between 1868 and 1888 in the place where she/he was later to hold her/his mandate. Overwhelmingly they were the children of artisans or skilled workers. Protestant by birth, many left the church later on. Most did not receive any formal schooling beyond the *Volksschule*, but almost all sought to increase their educational qualifications and standards. They became skilled workers or artisans themselves (in the case of women parliamentarians many were maids and shop assistants by profession), and after several years of military service (in the case of the men) they married between the ages of 22 and 28. They entered the labour movement early between the ages of 17 and 26, became part- or full-time officials and usually obtained their first parliamentary mandate between the ages of 37 and 46. The only important gender differences which surface in this broad analysis are occupational ones. Once they married, most women parliamentarians stopped working and became housewives.

A marvellous 250-page chronicle monitors the SPD’s electoral history as well as the development of party conferences. There is information on the SPD’s absolute and percentage vote, on who got elected and on anything that was notable about a specific election or party conference. Only then do we arrive at almost 500 pages of biographies. The length of entries varies between two lines and three-quarters of a page, with the average entry being about half a column of a two-column page. The completeness and precision of the biographical information are truly astonishing given the difficulties with regard to sources. Only ‘hard facts’ are reported and value judgements are avoided. The information includes full name, date and location of birth and death, schooling, military service, occupation (also of parents),

²⁶ Rezension von Stefan Berger, in: *German History*, Volume 15, 1997, Issue 2, Pp. 289-290. Berger hatte zuvor mit seiner Oxforder Dissertation (*The British Labour Party and the German Social Democrats, 1900-1931. A Comparison*. Oxford University Press 1994) hohe Anerkennung für seine international vergleichende Arbeit erhalten.

date of entry into the labour movement and offices held within it, honorary and full-time offices held elsewhere, parliamentary mandates and attendance at party, trade union and international conferences. Furthermore, anything that seems special, e.g. publications, imprisonment, persecutions, honours, etc., is also included. The biographical entries are followed by a first-rate compilation of electoral statistics which covers all Reichstag and Landtag elections in the given period. These are accompanied by a valuable account of franchise developments in the Reich and Länder. The useful selected bibliography (we are informed that the full bibliography would have added another 150 pages to the existing 55) informs mainly about autobiographical and biographical writings as well as about source material and literature on the Reichstag and the various Landtage. Schröder has taken great care with the all-important indexing. Thus there are 12 systematic indexes, including indexes for places of birth, death and main activity, trade union, party, press and co-operative office, positions held in public administration, medical insurance companies and other associations, parliamentary seats, name variants of women parliamentarians and a concordance of name and identification number for all parliamentarians. There is also a separate index for the chronicle. This superb volume will certainly become a classic amongst the increasing number of handbooks on political parties in Germany. Anyone engaged in research on either parliamentary politics or the SPD should have a copy to hand.

Dem ist nichts hinzuzufügen, der Tenor der Rezensionen war insgesamt sehr positiv, die fachwissenschaftliche Anerkennung meines „Opus Magnum“ als „Klassiker“ war gelungen. Aber mein Plan einer großorganisatorischen Kollektivbiographie funktionierte nur in der Hauptförderungszeit an der TU Berlin, als mir ein halber Mitarbeiter und bis zu sechs studentische Hilfskräfte für die Quellensammlung und Quellenverarbeitung zur Verfügung standen; in Köln war dagegen nur eine temporäre Unterstützung möglich – meist im Rahmen der Kooperation mit den kollektivbiographischen Forschungsprojekten BIORAB und LEBENSSCHICKSALLE. Ansonsten habe ich das ganze Handbuch weitestgehend in mehreren endlos langen Arbeitsgängen von vorne bis hinten alleine geschrieben – und befand mich schließlich in derselben prekären Situation wie bei meiner kleinorganisatorischen Kollektivbiographie BOKAND.

Aber BIOSOP war nicht nur ein allesverzehrender Moloch, sondern ganz im Gegenteil: BIOSOP war auch lebensrettende Therapie. Im Herbst 1984 – mitten in der Hauptprojektphase – erkrankte ich plötzlich an schwerem Kehlkopfkrebs (mit einer prognostizierten Lebenserwartung von nur noch wenigen Monaten). Nach zwei – wie sich erst später herausstellte – erfolgreichen Operationen, die mich zunächst stimmlos gemacht hatten, wußte ich nicht mehr, ob überhaupt und – wenn ja – wie es weitergehen wird mit meinem Leben. Neben anderer, hier nicht zu erörternder Unterstützung war es vor allem das – kaum aus dem Krankenhaus entlassen – obsessive „Hineinknien“ in die schier unendliche BIOSOP-Projektarbeit, wo ich aber keine Stimme brauchte und was mir half, Ängste und Krankheit zu bewältigen. Auf diese Weise wurde die Arbeit an BIOSOP zu meiner „(Über-)Lebensarbeit“ – aber in einem ganz anderen Sinn, als ich es ursprünglich gedacht hatte. Ich schöpfte auch dadurch so viel neue Kraft, dass es mir sogar gelang das BOKAND-Handbuch neben der BIOSOP-Arbeit zu beenden und mein Habilitationsverfahren zu beantragen.

Das Verfahren wurde – wie oben schon gesagt – dank der Hilfe meines „Habilvaters“ Rürup schnell und erfolgreich abgewickelt, ersparte mir aber nicht die deprimierende Erfahrung, dass ich selbst nach 18 Monaten intensiven logopädischen Stimmtrainings doch noch nicht so weit fortgeschritten war, um lautstark (ohne meine eigenen technischen Sprechhilfen, selbst ohne das sonst übliche Mikrophon!) im großen Senatssaal der TU meinen Habilitationsvortrag und die anschließende Diskussion mit den Fachbereichsvertretern angemessen zu bestreiten. Hörbare Verständigung war in dem Fall nur möglich durch völlige Überanstrengung der „Reststimme“, was mich in der Stimmtherapie um Monate zurückwarf. Aber „Ende gut, alles gut“: Habilitation und kurze Zeit später der Privatdozenten-Status waren dennoch erreicht. Meine alte mächtige „Theaterstimme“ habe ich selbstredend nicht wieder herstellen können, aber seit 1987 wurde die Stimme immer besser, so dass ich seitdem wieder problemlos Lehrveranstaltungen etc. abhalten konnte.

4.4 Netzwerke: INTERQUANT

1980-2010: Mitbegründer, seither Generalsekretär der „International Commission for the Application of Quantitative Methods in History“ (INTERQUANT) im Rahmen des „Comite International des Sciences Historiques“ bzw. des „Congres International des Sciences Historique/International Congress of Historical Sciences“.

Auf Initiative von QUANTUM wurde auf dem 15th International Congress of Historical Sciences in Bukarest im August 1980 eine „International Commission for the Application of Quantitative Methods in History“ (INTERQUANT) begründet. Der entsprechende Antrag wurde in der Generalversammlung des „International Congress of Historical Sciences“ ohne Gegenstimme angenommen. Neben den allgemeinen Zielen wie Kommunikation, Information, Dokumentation, Koordination und Publikation hatte INTERQUANT die Hauptaufgabe im Rahmen der Welt-historikerkongresse thematische/methodische Sektionen zu organisieren und den wissenschaftlichen Dialog zwischen Ost und West zu fördern. Anlässlich der Konferenz „An International Assessment of Quantitative History“ im März 1982 in Washington konstituierte sich der Vorstand dieser Kommission und ich wurde zum (damals im Weltverband einzigen deutschen) Generalsekretär von INTERQUANT gewählt. Unterstützt bei meiner weniger wissenschaftlichen als mehr diplomatischen Arbeit wurde ich im Vorstand von prominenten Kollegen wie: K.H. Jaraus/USA, I.D. Kovalchenko/UdSSR, J.Bouvier/Frankreich, V. Liveanu/ Rumänien; B. Öhngren/Schweden, R. Floud/England, E. van Cauwenberghe/Belgien, G. Botz/Österreich, Y. Lequin/ Frankreich und H.-C. Johansen/ Dänemark. Hinzu kamen „National Representatives“ aus mehr als 20 Ländern und die Mitglieder von drei thematischen „Standing Committees“.

INTERQUANT veranstaltete zwei internationale Konferenzen: „An International Assessment of Quantitative History“ (Washington, D.C. 1982) und „The Transformation of European Society“ (Bellagio/Italien 1984) sowie auf dem Stuttgarter Weltkongreß 1985 die Sektionen „The Impact of Quantitative Methods on Writing History“, „Social Inequality in Comparative Perspective“, „The Transition from Agrarian to Industrial Society“, „Micro Computers: A New Tool for Historical Social Research“. Die viel beachteten wissenschaftlichen Ergebnisse wurden in der

Zeitschrift HSR und in der HSF-Buchreihe publiziert²⁷. Aber auch hier mußte ich seit 1984 krankheitsbedingte Zurückhaltung üben oder konnte nicht teilnehmen.

Mit Ende des Ostblocks ging auch eine Hauptaufgabe des Weltverbandes und damit auch von INTERQUANT verloren, nämlich den Kolleginnen und Kollegen aus den sozialistischen Ländern wissenschaftliche Westkontakte zu verschaffen. Vor dem Hintergrund der viel beklagten „internationalen Krise der Quantifizierung“ am Ende der 1980er Jahre war INTERQUANT schon auf dem Weltkongreß 1990 in Madrid nicht mehr mit einem regulären Sektionsprogramm vertreten, ebenso nicht auf den Kongressen in Montreal (1995) und in Oslo (2000). In 2000 schied INTERQUANT daher offiziell aus dem Weltverband aus, seitdem existiert INTERQUANT nur noch „virtuell“, eine Notwendigkeit die Kommission dauerhaft zu reaktivieren bestand bisher nicht.

4.5 Methodenlehre: QUANTKURS und ZHSF-Herbstseminar bis 1987

1978-1980: Hauptdozent der Arbeitstagung „Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft“ (QUANTKURS) an der Universität Linz; 1980-2010 Mitbegründer und Leiter des postgradualen ZHSF-Herbstseminars „Methoden der Historischen Sozialforschung“ bzw. des ZHSF-Methodenseminars „Forschungsmethoden, Datenbankmanagement und Statistik in der Historischen Sozialforschung“.

Im Oktober 1978 standen QUANTUM und das junge ZHSF programmatisch und personell als Paten an der Wiege der Arbeitstagung „Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft“ (QUANTKURS) an der Universität Linz, die unter der Leitung von Gerhard Botz stand. Ich war die ersten drei Jahre als Hauptdozent des Kurses tätig und konnte mit teilweise über 100 TeilnehmerInnen auch den praktischen Härtestest für die geplanten ZHSF-Herbstseminare durchführen – selbstverständlich auch mit kollektivbiographischen Beispielen. Die Begeisterung der österreichischen KollegInnen für die Quantifizierung und entsprechend für den QUANTKURS waren groß und nachhaltig; der QUANTKURS in Linz wurde schnell zum sozialen Event der QUANTUM-Gruppe Österreich, zu dem selbst schon arrivierte Kollegen wie Michael Mitterauer eigens anreisten. Auch wenn die Anreise nach Linz mit dem Flugzeug meist durch den herbstlichen Dauernebel am Flughafen Linz beeinträchtigt war, zählten die Veranstaltungen in Linz für mich zu den unbestrittenen Höhepunkten des Jahres. Mit einer Reihe von damaligen Teilnehmern verbinden mich noch heute kollegiale und freundschaftliche Beziehungen.

Seit 1982 wurde der „Quantkurs“ um einen „Qualkurs“ erweitert und siedelte an die Universität Salzburg über.²⁸ War der Kurs zunächst primär für Graduierte eingerichtet, wurde er nach mehreren Jahren weitestgehend von Studenten frequentiert. Diesem Wandel der Teilnehmer entsprechend, wurde der Kurs 1989 umstrukturiert und als förmlicher „Hochschullehrgang“ für Studenten konstituiert. An dem Salz-

²⁷ Konrad H. Jarausch/Wilhelm H. Schröder (Eds.): Special Issue. In: Historical Social Research No. 33 (Jan. 1985); dies. (Eds.): Special Issue. In: Historical Social Research No. 34 (Apr. 1985); dies. (Eds.): Quantitative History of Society and Economy. Some International Studies. St. Katharinen 1987.

²⁸ Vgl. u.a.: Gerhard Botz: „Quantkurs“ am Scheideweg. In: Historical Social Research No. 29 (1984), S. 86-94.

burger Kurs im September 1984 nahm in noch einmal als Dozent teil, mußte aber wegen totaler Heiserkeit mein Programm verkürzen und die sofortige Heimreise antreten. Zurück in Berlin wurde ich dann mit der furchtbaren Krebsdiagnose konfrontiert. Mein besonderer Einsatz für die QUANTUM-Gruppe Österreich fand damit leider auch sein Ende.

Was der QUANTKURS für Österreich seit 1978 bewirkte, sollte das ZHSF-Herbstseminar seit September 1980 für Deutschland leisten. Tatsächlich hat das ZHSF-Herbstseminar es inzwischen geschafft, seit mehr als 30 Jahren sein ständig evaluiertes und reformiertes Seminarprogramm regelmäßig anzubieten. Heinrich Best und ich übernahmen die Vorbereitungen des Herbstseminars und entwickelten 1979/1980 ein „Basiscurriculum für eine quantitative Historische Sozialforschung“²⁹, das dann im ZHSF-Herbstseminar 1980 zum ersten Mal praktisch umgesetzt wurde. Die Überlegungen zu einem Basiscurriculum veröffentlichten wir in einem viel beachteten Beitrag in der Zeitschrift HSR – und gaben so systematische Hilfestellungen bei den (oft vergeblichen) Versuchen, entsprechende Lehrveranstaltungen im Rahmen der Historischen Seminare an den Universitäten durchzuführen.

Wir verstanden unseren Beitrag als eine erste systematische Aufarbeitung von Erfahrungen aus einer Reihe von Einführungsveranstaltungen und als Versuch, diese Erfahrungsbilanz in einen generellen Kontext zu stellen und zur Konzeptualisierung eines Basiscurriculums für die quantitative historische Sozialforschung zu nutzen. Dazu werden in dem Beitrag Begründungszusammenhänge, Lernziele, Lerninhalte und Lernvoraussetzungen auf genereller Ebene dargestellt und diskutiert und dann erst die konkrete Realisation des Basiscurriculums in der Form eines zweiwöchigen Kompaktkurses am Beispiel der Lernorganisation des ZENTRUM-Herbstseminars 1980 vorgestellt. Dabei wird unter Basiscurriculum von uns das curriculare Konzept für die Grundausbildung verstanden, die durch die Weiterbildung in einem Aufbaucurriculum komplementiert wird. Reflektiert werden besonders die gegenwärtigen (1980) Verhältnisse im deutschsprachigen Raum.

Als Ausgangslage wird die Methode der Quantifizierung zwischen Legitimierung und Etablierung beschrieben. Dann werden einige Elemente des Begründungszusammenhangs diskutiert, die der Orientierung dienen und stringent mit dem Einsatz quantitativer Methoden verknüpft sind, z.B. die theoretische Anwendung in der historischen Sozialforschung und die computergestützte Anwendung von Statistik. Ausgehend von dem allgemeinen Gesamtlernziel – die Teilnehmer sollen die Fähigkeit und die Bereitschaft entwickeln, Grundkenntnisse und Grundfertigkeiten in der Anwendung quantitativer Methoden der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung zu erwerben und sie selbständig einzusetzen – wird der Lernzielkatalog mit seinen kognitiven und affektiven Elementen vorgestellt. Von insgesamt 30 Lerninhalten werden einige näher erläutert: (1) Forschungsmethoden; (2) EDV-Einsatz; (3) Statistik; (4) projektbezogene Lerninhalte; (5) Lerninhalte des Basiscurriculums. Einige Lernvoraussetzungen werden erörtert, um dann am Beispiel des Herbstseminars die Erkenntnisse in eine Lernorganisation umzusetzen.

²⁹ Heinrich Best/Wilhelm Heinz Schröder: Basiscurriculum für eine Quantitative Historische Sozialforschung: Vorschläge für eine Einführungsveranstaltung am Beispiel des Zentrum-Herbstseminars. In: Historical Social Research No. 17 (1981), S. 3-50.

Das Lehrangebot richtete sich einerseits an Historiker, die ihre historischen Quellen auch mit sozialwissenschaftlichen Methoden bearbeiten wollen, andererseits an Sozialwissenschaftler, die mit sozialwissenschaftlichen Methoden auch historische Daten auswerten wollen. Die Lernvoraussetzungen der beiden Hauptzielgruppen unterschieden sich zumindest damals wesentlich voneinander: die Sozialwissenschaftler waren aufgrund ihrer Universitätsausbildung schon oft mit Methoden, Statistik und EDV-Einsatz (zumindest mit den Grundlagen) vertraut, während die Historiker aufgrund ihrer Universitätsausbildung in der Regel keine Vorkenntnisse vergleichbarer Art einbringen konnten. Die Einrichtung der Grundkurse des Herbstseminars reflektierte diese Sondersituation und richtete sich daher vorrangig an Historiker. Die Einrichtung der Grundkurse (zumindest des Anfängerkurses) war jedoch zunächst nur als eine kurz- oder längstenfalls mittelfristige Maßnahme gedacht. In unserer Planung erwarteten wir, daß sich die Unterschiede in den Lernvoraussetzungen der beiden Hauptzielgruppen im Verlaufe der 1980er Jahre durch die Integration entsprechender Lerninhalte in die methodische Ausbildung der Historiker im Rahmen des Universitätsstudiums zunehmend nivellieren würden. Diese Erwartungen erfüllten sich aber nicht.

Der deutlich erkennbare Widerspruch zwischen der durch den Einsatz quantitativer Methoden veränderten Forschungspraxis der Geschichtswissenschaften und ihrer immer noch einseitig hermeneutisch-philologisch orientierten Methodenausbildung behinderte damals nicht nur die Qualität der Forschung, sondern auch eine effizientere Nutzung der ihr zur Verfügung stehenden Ressourcen. Wie die Beratungs- und Ausbildungsarbeit des ZHSF schnell zeigte, konnten solche Ausbildungsmängel auf allen Stufen des Forschungsprozesses zu Fehlern und Inkonsistenzen führen. Zu den augenfälligsten Defiziten der 1980er Jahre zählten:

- Unzulängliche Konzeptualisierung des Forschungsprozesses, insbesondere bei Hypothesen- und Begriffsbildung, Operationalisierung und Indikatorenbildung;
- Unkenntnis von Auswahlverfahren, die in vielen Fällen anstelle zeit- und kostenaufwendiger Totalerhebung hätten angewendet werden können;
- Unzulänglichkeiten bei der Umsetzung von historischen Quellen in quantitative Daten, insbesondere Widersprüche und Unvollständigkeiten im Codeplan bzw. in der technischen Beschreibung, fehlerhafte und mehrdeutige Codierungen;
- mangelnde Kompatibilität mit anderen Forschungsdaten und überflüssiger Programmieraufwand wegen Unkenntnis verfügbarer Datenanalysepakete (wie SPSS), die leicht zu handhaben sind und ein umfassendes Angebot an Auswertungsverfahren bereitstellen;
- Verzicht auf maschinelle Datenverarbeitung auch in Fällen, in denen diese im Hinblick auf die Auswertungsmöglichkeiten geboten wäre;
- fehlende oder unzureichende Kenntnis statistischer Analyseverfahren.

Die Folgen dieser Ausbildungsdefizite liegen auf der Hand: Für den einzelnen Wissenschaftler reichen sie von der erneuten, mühseligen Überarbeitung seiner bisherigen Forschungen bis hin zum resignierten Abbruch, oder – nach ihrem Abschluß – zur berechtigten Ablehnung durch die Fachwissenschaft. Für die Fachwissenschaft selbst bedeuten sie die (vermeidbare) Vergeudung von personellen und materiellen Ressourcen. Schließlich diskreditieren sie quantifizierende Methoden generell, denen solche Fehler und Inkonsistenzen fälschlicherweise angelastet werden, statt sie der unsachgemäßen Anwendung zuzuschreiben.

4.6 Edition: Zeitschrift Historical Social Research bis 1987

1979: Mitbegründer, seither Mitherausgeber und seit 1986 geschäftsführender Herausgeber der internationalen wissenschaftlichen Zeitschrift „Historical Social Research/Historische Sozialforschung (HSR)“ im Rahmen des ZHSF.

Bis 1986 hatte ich wechselweise mit den anderen Herausgebern die Rolle des geschäftsführenden Herausgebers übernommen. Im Sommer 1986 wurde dieser Wechsel beendet und mir die geschäftsführende Herausgabe auf Dauer übertragen, davon wird noch im Rahmen meiner Tätigkeit in der GESIS zu berichten sein. Mit dem letzten Heft des Jahrganges 1987 (No. 44) wurde endgültig die „kleinkarierte Periode“ der HSR (Nos. 12-44) beendet. Das kleinkarierte Grundmuster wurde ursprünglich 1977 von einem bekannten deutschen Designer für die Buchreihe „Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen“ im Klett-Cotta-Verlag entworfen und in vereinfachter Form 1979 auch für die HSR übernommen. Die Grundintention des Karomusters schien evident: mit den von der Schule her vertrauten „Rechenkästchen“ sollte der Betrachter „Quantifizierung“ assoziieren.

Die „kleinkarierte Periode“ der HSR begann mit dem systematischen und zügigen Ausbau des Vereins-Newsletters „QUANTUM INFORMATION“ (Hefte 1-11 umfaßten jeweils nur 24 Seiten) zur wissenschaftlichen Zeitschrift „Historical Social Research – Historische Sozialforschung“. Dabei wurde der Heftumfang von anfänglich 56 Seiten schnell auf durchschnittlich 120-184 Seiten und die Heftauflage von 300 auf 800 gesteigert.

Die QUANTUM INFORMATION (Nos. 1-12) wurde herausgegeben vom QUANTUM-Vorstand und verlegt und vertrieben von QUANTUM. HSR No. 12 bis No. 40 wurden herausgegeben vom ZHSF-Vorstand, verlegt vom ZHSF (noch als eingetragener Verein) und vertrieben von QUANTUM. HSR No. 41 bis No. 44 wurde herausgegeben vom Vorstand der Gesellschaft für Historische Sozialforschung, verlegt vom ZHSF (nun als ZA-Abteilung) und weiterhin vertrieben von QUANTUM. Mit der „International Commission for Application of Quantitative Methods in History“ und der „Association for History and Computing“ bestanden Kooperationsvereinbarungen; entsprechend waren beide Verbände an der Herausgeberschaft beteiligt.

Die HSR-Redaktion bestand aus ehrenamtlichen Mitarbeitern, nur Schreivarbeiten, Versand und Buchführung wurden an (studentische) Hilfskräfte übertragen. 6 bzw. 5 Editoren (zugleich in Personalunion gewählte Vorstandsmitglieder des ZHSF e.V. und von QUANTUM e.V.) berieten und entschieden die allgemeine Herausgabe- und Publikationspolitik, sie übernahmen wechselseitig als verantwortliche geschäftsführende Herausgeber jeweils die Herausgabe von Einzelheften. Verfahren und Bestimmungen waren in einer Geschäftsordnung der Herausgebersversammlung festgelegt. Eine wechselnde Zahl von Sektionsherausgebern („special editors“) übernahm verantwortlich die laufende Betreuung jeweils einer der vorgesehenen Zeitschriftsektionen.

Zunächst bestand ein umfassender (bis zu 80 Mitglieder starker) internationaler, interdisziplinärer und hochkarätig besetzter Wissenschaftlicher Beirat, der die Herausgeber beriet und nach Bedarf die Begutachtung von eingereichten Zeitschriftenbeiträgen übernahm. Nach Ablauf der ersten Amtsperiode wurde der Beirat umgewandelt in den Board der Consulting Editors, dem nur noch eine begrenzte

Anzahl (bis zu 20) Wissenschaftler angehörten, die als internationale Experten sich nachweislich und nachhaltig an der Publikation der HSR (als Gutachter, als Einzelherausgeber, als Autor etc.) beteiligten.

Das Standardheft der HSR war das Mixed Issue (thematisch unterschiedliche Einzelaufsätze plus Beiträge in diversen Sektionen), Special Issues wurden nur in Sonderfällen (in 7 von 32 Heften) publiziert. Bis 1986/87 lag allerdings die Priorität der Publikationstätigkeit des ZHSF auf der Buchreihe „Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen“, die im Klett-Cotta-Verlag (dort sind 19 HSF-Bände erschienen) und im Scripta Mercaturae Verlag (dort noch 4 HSF-Bände bis 1991) veröffentlicht wurden. In dieser Reihe erschienen – neben einigen Forschungsdokumentationen – thematisch ausgerichtete Sammelbände (Special Issues). In dieser Phase erschienen ausschließlich Print-Produkte; die technischen Möglichkeiten für Online-Publikationen waren noch nicht gegeben.

Bei Mixed-Issues funktionierte schon seit 1979 weitgehend ein Peer-Reviewing-System zur Begutachtung der eingereichten Artikel für die Mixed-Issue-Hefte. Der geschäftsführende Hauptherausgeber und/oder der zuständige Sektionsherausgeber erstellten ein Vorgutachten, danach erfolgte ggf. ein einfaches „blind peer-reviewing“ durch 2 Gutachter, die in der Regel aus den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats/der Consulting Editors oder aus dem Kreis der QUANTUM-Action-Group-Vorsitzenden bzw. der QUANTUM-Local-Correspondents rekrutiert wurden. Die Entscheidung über Annahme/Revision/Ablehnung erfolgte schließlich durch den geschäftsführenden Hauptherausgeber und/oder den zuständigen Sektionsherausgeber. – Bei Special Issues bestimmten die jeweiligen Heft-Herausgeber(innen) den Kreis der einzubeziehenden Beitragenden. Die Auswahl der Beitragenden wurde meist durch eine vorlaufende Konferenz und einen Call-for-Papers in der HSR und anderen Informationsmedien gestützt. Die Heft-Einzelherausgeber(innen) fungierten zugleich als verantwortliche Reviewer/innen, die mit dem Autor/der Autorin und der Redaktion in Kontakt blieben.

4.7 Kollektivbiographie als Transition: BIORAB

1986-1987: Fungierte als Fachleiter des DFG Projekts „Biographisches Handbuch der Parlamentarier in den deutschen Nationalparlamenten 1848-1933 (BIORAB)“ am Lehrstuhl für Soziologie (Prof. Erwin K. Scheuch), Universität Köln (1986-1987).

Wie oben dargestellt, verschaffte mir die TU Berlin im Juli 1986 einen standesgemäßen Abgang mit der Habilitation für Neuere Geschichte und der Verleihung des Privatdozenten-Status. Als auswärtiger Privatdozent hielt ich noch bis zum Wintersemester 1992/93 regelmäßig Lehrveranstaltungen ab, um u.a. meine *venia legendi* zu behalten. Der Berliner Privatdozenten-Status hatte für mich vor allem in der Wendezeit 1989/1990 den „historischen“ Vorteil, dass ich als einer der ersten West-Dozenten schon im Wintersemester 1989/90 (ab Mitte November) „gesamtdeutsche“ Lehr- und Diskussionsveranstaltungen an der TU Berlin abhalten konnte. Auch blieb das BIOSOP-Archiv, das unter meiner Leitung weiterhin von zwei studentischen Hilfskräften verwaltet wurde, bis 1988 am Institut für Geschichtswissenschaft, bevor es dann nach Köln zur GESIS kam.

Im Frühjahr und Sommer standen in Köln zwei für mich besonders wichtige Entscheidungen an: 1) die Bewilligung oder Ablehnung des von Heinrich Best und formal auch von Erwin K. Scheuch beantragten kollektivbiographischen Groß-Forschungsprojekts „Biographisches Handbuch der Abgeordneten Deutscher Nationalparlamente 1848 bis 1933“ (BIORAB) und 2) die Entscheidung über die Aufnahme des ZHSF in die in der Entstehung begriffenen GESIS, wo der genaue Terminplan für die Gründung offen war. In Absprache mit Heinrich Best und Erwin K. Scheuch (Direktor des IFAS und des ZA) wurde folgende Regelung getroffen: nach der (dann auch bald eintreffenden) Bewilligung des BIORAB-Projektes durch die DFG sollte ich zumindest für die Aufbauphase von BIORAB die hauptamtliche Fachleitung in Köln am Institut für angewandte Sozialforschung übernehmen und ggf. nach der (dann auch geschehenen) Aufnahme gemeinsam mit Heinrich Best die hauptamtliche Abteilungsleitung des ZHSF im Zentralarchiv für empirische Sozialforschung übernehmen.

Im Nachhinein könnte diese Vereinbarung fälschlicherweise den Eindruck erwecken, dass die BIORAB-Fachleitung nur als nachrangige Position in Wartestand bzw. in Transition zur ZHSF-Abteilungsleitung betrachtet wurde, aber dieser Eindruck trügt: BIORAB war für uns drei als Leuchtturm-Projekt des IFAS von höchster Bedeutung und mußte von Beginn an professionell geleitet werden. In der Begründung für die Relevanz des BIORAB-Projektes heißt es u.a.:

Die Bundesrepublik Deutschland gehört zu den wenigen großen Demokratien, deren parlamentarische Traditionen noch nicht in einem umfassenden historisch-biographischen Handbuch dokumentiert sind. Dies ist der Fall, obwohl die Personengeschichte unserer Nationalparlamente nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht einen hohen Stellenwert einnimmt, sondern auch eine wichtige Aufgabe der Geschichtspädagogik ist: Die Reichstage und verfassunggebenden Nationalversammlungen zählen zu den wenigen institutionellen Kristallisationspunkten einer deutschen Nationalgeschichte; nicht selten werden Struktur und Verhalten der parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland als Hauptursache für die verzögerte und krisengestörte Entwicklung zu Demokratie und Parlamentarismus angesehen. Gerade auch im Hinblick auf die mit dem deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß einsetzende Suche nach möglichen sinnstiftenden Elementen der sich wiedervereinigenden deutschen Nation könnte der Blick auf die parlamentarischen Traditionen einen wichtigen Beitrag zur kulturellen Integration der beiden Teilsellschaften leisten. Für die Entwicklung einer an den Idealen der repräsentativen Demokratie ausgerichteten politischen Kultur im vereinigten Deutschland dürfte die Orientierung an parlamentarischen Traditionen von nicht zu unterschätzendem Wert sein. Unter diesen Umständen ist es umso wichtiger, daß für die parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland endlich ein zufriedenstellendes biographisches Handbuch vorliegt, welches gleichermaßen als Arbeitsmittel für die Forschung wie als Medium der politischen Bildung dienen kann.

Schon im Juli 1986 trat ich daher meinen Dienst im IFAS in Köln an und stürzte mich nach BIOSOP-Manier voll in die Forschungsarbeit. Das Projekt BIORAB wurde von 1986 bis 1991 am Institut für Angewandte Sozialforschung bzw. seit 1987 am Zentrum für Historische Sozialforschung in Köln unter Leitung von Heinrich Best und mir durchgeführt. Die Hauptförderungszeit des BIORAB-Projektes durch die DFG endete 1990 bzw. (mit vermindertem Personal) 1991. Im Rahmen des BIORAB-Projektes waren neben zahlreichen studentischen Hilfskräften Wil-

helm Weege, Peter Chroust und zeitweilig auch Christopher Hausmann als wissenschaftliche Mitarbeiter/Redakteure tätig.

Das 1996 publizierte Handbuch zur Frankfurter Nationalversammlung enthält die Biographien von 809 Abgeordneten und ist der erste Band eines auf drei Teilbände angelegten Biographischen Handbuchs deutscher Nationalparlamentarier von 1848 bis 1933. Die beiden anderen (nie im Druck erschienenen) Teilbände sollten die Biographien der 2.775 Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags, des Zollparlaments und der Deutschen Reichstage 1867-1918 (Band II) sowie die Biographien der 1.799 Abgeordneten der Weimarer Nationalversammlung und der Deutschen Reichstage 1919-1933 (Band III) enthalten. Das BIORAB-Projekt war eingebettet in eine Reihe zum Teil weit zurückreichender Bemühungen um eine kollektiv-biographische Erforschung des deutschen Parlamentarismus. Insbesondere zwei Forschungsprojekte wären in diesem Zusammenhang zu nennen: das von Heinrich Best am Institut für Angewandte Sozialforschung in Köln geleitete Forschungsprojekt „Struktur und Wandel parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“ (PARFÜG) und das unter meiner Leitung an der TU Berlin und am ZHSF durchgeführte Forschungsprojekt „Biographisches Handbuch der sozialdemokratischen Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933“ (BIOSOP). Beide Projekte haben in konzeptioneller und methodischer Hinsicht das Projekt „Handbuch deutscher Nationalparlamentarier“ entscheidend beeinflusst; Art und Form der in diesem Handbuch präsentierten biographischen Informationen sind grundsätzlich mit den Biographien des von mir bearbeiteten biographisch-statistischen Handbuchs „Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918“ kompatibel. Beide Projekte haben durch die Bereitstellung umfangreicher Quellen- und Datenbestände erst die Voraussetzung für die Zusammenstellung einer ausreichenden Informationsbasis für die Erarbeitung eines Handbuchs deutscher Nationalparlamentarier geschaffen. Die im Rahmen des PARFÜG-Projektes erarbeitete Habilitationsschrift von Heinrich Best „Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49“ lieferte einerseits die kollektiv-biographische Analyse der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49. Das Handbuch von Best/Weege enthält andererseits die biographischen Grundlagen, auf der die empirische Analyse fußt; beide Werke sind deshalb zueinander komplementär.

Vom Projekt BIORAB ging auch die Initiative aus für eine internationale Konferenz zum Bereich der historisch- und interkulturell-vergleichenden Wahl- und Elitenforschung. Ein HSF-Sammelband³⁰ enthält die überarbeiteten Beiträge und das Transkript der Schlußdiskussion dieser ZHSF-Tagung, die unter dem Titel „Sozialstruktur und politische Konflikte in Deutschland 1867-1987. Perspektiven einer Analyse von Massendaten der historischen Wahl- und Elitenforschung“ im Jahre 1987 stattfand.

Die Arbeit im BIORAB-Projekt konnte leider seit 1992 nur in äußerst eingeschränktem Maße mit den verfügbaren personellen und materiellen Ressourcen des

³⁰ Heinrich Best (Hg.): Politik und Milieu. Wahl- und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich. St. Katharinen 1989.

ZHSF fortgeführt werden. Die Ergebnisse des BIORAB-Projektes stehen aber sukzessive seit 2002 im Parlamentarierportal des ZHSF im open access online zur Verfügung. Damit konnten fast alle kollektivbiographischen Projekte zu einem „offenen“ Ende gebracht werden. Das Parlamentarierportal bietet für vielen Forscher die Möglichkeit, unsere kollektivbiographischen Arbeiten fortzuschreiben.

5. Individualbiographie: Beruflicher Werdegang 1987-2011

5.1 *Career Cross-Over*: Etablierung in der Kölner (Teil-)Welt der Gesellschaft sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen (GESIS)

1987-2011: übernahm die Wissenschaftliche Leitung der Abteilung „Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF)“ im Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln im Rahmen der „Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Infrastruktureinrichtungen“ (GESIS) bzw. in der Abteilung „Datenarchiv für Sozialwissenschaften“ des GESIS-Leibnizinstitut für Sozialwissenschaften; Umhabilitation und Verleihung der *venia legendi* („Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Historischen Sozialforschung“), Philosophische Fakultät, Universität Köln (1993) und Verleihung der Bezeichnung „Außerplanmäßiger Professor“, Philosophische Fakultät, Universität Köln (1996).

Im Dezember 1986 erfolgte die Gründung der „Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen e.V.“ (GESIS); GESIS faßte damals die wichtigsten Service-Einrichtungen für die sozialwissenschaftliche Forschung unter einem gemeinsamen organisatorischen Dach zusammen und erhielt (und erhält sie heute noch) eine dauerhafte institutionelle Förderung durch Bund und Länder. Die Gründung von GESIS entsprach einer Empfehlung des Wissenschaftsrates, „die wichtigsten Serviceeinrichtungen für die sozialwissenschaftliche Forschung unter einem gemeinsamen organisatorischen Dach zusammenzufassen“. GESIS gehörten an: das „Informationszentrum Sozialwissenschaften“ (IZ; Bonn), das „Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen“ (ZUMA; Mannheim) und dem „Zentralarchiv für empirische Sozialforschung“ (ZA; Köln); mit über 100 Mitarbeitern zählte GESIS damals schon zu den größten sozialwissenschaftlichen Einrichtungen Deutschlands. Zu den wichtigsten Leistungen von GESIS bei der Gründung zählten die Sammlung und Bereitstellung von Umfragedaten aus der Sozialforschung und die Erstellung von Datenbanken mit Nachweisen sozialwissenschaftlicher Literatur und von Forschungsprojekten. Wichtige Funktionen der GESIS waren aber auch die Beratung in Methodenfragen, die Entwicklung komplexer Methoden der empirischen Sozialforschung sowie die eigenständige Dauerbeobachtung der gesellschaftlichen Entwicklungen mit Hilfe dieser Instrumente.

GESIS bestand aus den drei rechtlich selbstständigen Instituten; seit 2007 sind diese Institute zu einer Infrastruktureinrichtung verschmolzen. GESIS hat im November 2008 den Namenszusatz „Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften“ angenommen, um seine Zugehörigkeit zur Leibniz-Gemeinschaft hervorzuheben. Heute ist das GESIS-Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften die größte deutsche Infrastruktureinrichtung für die Sozialwissenschaften. Mit seinen über 250 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an vier Standorten (Mannheim, Köln, Bonn, Berlin) erbringt

GESIS grundlegende, überregional und international bedeutsame forschungsbasierte Dienstleistungen.

Organisatorisch gliedert sich GESIS heute in fünf wissenschaftliche Abteilungen, die mit ihrem forschungsbasierten Service- und Produktangebot den Forschungsprozess der empirischen Sozialforschung in seiner gesamten Breite abdecken: 1) Survey Design and Methodology (SDM), 2) Dauerbeobachtung der Gesellschaft (DBG), 3) Datenarchiv für Sozialwissenschaften (DAS), 4) Fachinformation für Sozialwissenschaften (FIS), 5) Wissenstechnologien für Sozialwissenschaften (WTS). Quer zu den Abteilungen sind die Forschungsdatenzentren platziert, die nicht nur Zugang zu besonderen Daten, sondern auch Sonderaufbereitungen vorhandener Datensätze, Zusatzmaterialien und Kontextinformationen sowie Beratungen auf der Basis der eigenen Forschungsarbeit anbieten.

Nach einer uneingeschränkt positiven Beurteilung durch den Wissenschaftsrat wurde auch das ZHSF in den GESIS-Verbund aufgenommen und auf eine neue organisatorische Grundlage gestellt; das ZHSF wurde seit Dezember 1986 als „wissenschaftlich autonome Abteilung“ des „Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung“ integriert und ist heute Teil des „Datenarchivs für Sozialwissenschaften“. Die Reform- und Strukturdiskussionen der GESIS sind erwartungsgemäß nicht spurlos am ZHSF vorbeigegangen. Als Mitarbeitervertreter des Zentralarchivs im GESIS-Kuratorium (von 1987 bis 2006) habe ich mich kontinuierlich an den Diskussionen beteiligt. Als ZHSF-Abteilungsleiter wurde ich nicht müde zu begründen, warum das ZHSF auch nach der Strukturreform der GESIS als wissenschaftliche Abteilung (und nicht als untergeordnete Organisationseinheit) fortgeführt werden sollte. Leider wurden meine Vorschläge im Kuratorium nicht berücksichtigt, um so wichtiger erscheint es mir im Sinne der *Counterfactual History* an dieser Stelle noch einmal kurz den Argumentationsgang zu wiederholen.

Das ZHSF wurde 1977 von der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM begründet, d.h. das ZHSF wurde von seinen künftigen Nutzern begründet. Diese enge Rückkopplung zwischen dem ZHSF und seinen Nutzern ist bis heute bestehen geblieben und ist grundlegende Maxime für das ZHSF in allen Bereichen. „*Das ZHSF ist über den wissenschaftlichen Verein QUANTUM e.V. mit seinen Nutzergruppen gut verbunden.*“ (*Stellungnahme Wissenschaftsgemeinschaft Leibniz 2005*). Die Betreuung des Nutzernetzwerkes gehört deshalb zu den wichtigsten Standardaufgaben des ZHSF. Die Umsetzung dieses Nutzerbedarfs hat dann auch 1986 Eingang in die Empfehlungen des Wissenschaftsrates gefunden:

Das Zentrum für historische Sozialforschung will in einem wichtigen Arbeitsfeld im Grenzbereich zwischen Sozialwissenschaften und Geschichte infrastrukturelle Serviceleistungen erbringen, die für eine qualitativ bessere und effizientere historisch-sozialwissenschaftliche Forschung erforderlich sind. Neben der Aufgabe, Daten aus der historischen Sozialforschung zu archivieren, aufzubereiten und für Sekundäranalysen bereitzustellen, sollte das ZHSF vor allem an der Weiterentwicklung der Untersuchungsmethoden mitwirken, für die methodisch-technische Beratung laufender und geplanter Forschungsvorhaben zur Verfügung stehen, den internationalen Informationsaustausch fördern und durch Seminare zur Methodik der historischen Sozialforschung einen Beitrag zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses leisten. Der Wissenschaftsrat empfiehlt die dauerhafte Förderung dieser sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtung. (Wissenschaftsrat 1986)

In der Frühzeit des ZHSF standen Datenarchivierung und das Herbstseminar im Mittelpunkt der Arbeit. Von daher war es kein Zufall, dass das ZHSF sich schon bei seiner Gründung am Konzept und an den entsprechenden Standards des Zentralarchivs orientierte. Von daher war es auch kein Zufall, dass das ZHSF 1987 in das ZA integriert worden ist. Der Wissenschaftsrat empfahl die Integration des ZHSF als „*wissenschaftlich autonome Abteilung*“ in das Zentralarchiv.

Seit 1987 hat das ZHSF die konkreten Vorgaben des Wissenschaftsrates systematisch in Form eines differenzierten Dienstleistungsangebots umgesetzt. Die vorgegebenen Dienstleistungen des ZHSF wurden kontinuierlich den sich verändernden Bedürfnissen der Historischen Sozialforschung bzw. deren Anwender/Nutzer angepaßt und durch eine Reihe von weiteren Dienstleistungen ergänzt.

Dem ZHSF standen zur Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben bis Ende 1991 als Stammpersonal nur 3 wissenschaftliche Mitarbeiter und 1 technischer Mitarbeiter zur Verfügung. Gemäß den Empfehlungen des Wissenschaftsrates von 1990 erhielt das ZHSF 1992 einen Zuwachs aus dem Personalbestand der Akademie der Wissenschaften der ehemaligen DDR von fünf wissenschaftlichen Mitarbeitern, dazu kamen noch eine Sekretärin und ein technischer Mitarbeiter. Das ZHSF erreichte demnach 1992 den Höchststand an Stammpersonal: 8 wissenschaftliche Mitarbeiter (davon 3 in der Berliner Außenstelle), 2 technische Mitarbeiter und 1 Sekretärin, hinzu kamen in wechselnder Zahl studentische Hilfskräfte und Drittmittelbeschäftigte. Der personelle Zuwachs wurde vorrangig für eine Konsolidierung des ZHSF, insbesondere für die Stärkung der Servicekomponente genutzt.

Der Wissenschaftsrat würdigte in seiner Stellungnahme von 1997 nachdrücklich die effektive und singuläre Arbeit des ZHSF:

Das Zentrum für Historische Sozialforschung ist eine kleine, effektiv arbeitende Abteilung des Zentralarchivs ... Die Veröffentlichungen des Zentrums sind in der Profession anerkannt, auf dem Gebiet der Nutzerberatung und Schulung werden gute Leistungen erbracht. In seinem Angebotsprofil ist das Zentrum für die Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik singulär; innerhalb des GESIS-Verbundes stellt es in methodischer und systematischer Hinsicht eine wichtige Ergänzung dar ... Die personelle Ausstattung des Zentrums ... ist insgesamt knapp bemessen. (Wissenschaftsrat 1997)

Im Widerspruch zu den Bewertungen und Empfehlungen des Wissenschaftsrates wurde seit 1996 das Stammpersonal des ZHSF deutlich (um 23%) von 11 auf 7 Mitarbeiter reduziert. Seit 1997 wird die Arbeit des ZHSF vor allem durch drei operationale Entwicklungsperspektiven gekennzeichnet: *Modularisierung, Virtualisierung und Fokussierung*. Diese Entwicklungsperspektiven wurden jeweils angemessen in den ZHSF-Arbeitsbereichen umgesetzt.

Das WGL-Gutachten 2005 bestätigt erneut den „essentiellen“ und „singulären“ Stellenwert des ZHSF:

Das Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) erbringt wesentliche intra- und interdisziplinäre Integrationsleistungen, indem es mit seinem differenzierten Serviceangebot den Daten- und Methodentransfer zwischen den historischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen unterstützt. Dazu gehört u.a. die wissenschaftliche Zeitschrift HSR. Angesichts einer zunehmenden Historisierung der systematischen Sozialwissenschaft werden historische Daten mehr und mehr zu einer zusätzlichen Quelle und einem interessanten Testfeld für die Überprüfung sozial-

wissenschaftlicher Theorien. Ähnliches gilt für die Abschätzung der langfristigen Folgen politischer Interventionen. Durch die Übernahme prozessproduzierter Daten aus dem DDR-Nachlass ist das ZHSF an bedeutenden Forschungsaufgaben prominent beteiligt. ... Das ZA leistet mit seinen Frühjahrs- und Herbstseminaren zur statistischen Datenanalyse einen hervorragenden Beitrag zur Aus- und Weiterbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. (Wissenschaftsgemeinschaft Leibniz 2005)

Aus der hier stark verkürzten Darstellung läßt sich im Hinblick auf die Restrukturierung von GESIS in neue Abteilungen durchaus die Schlußfolgerung ziehen: Die ZA-Abteilung ZHSF hätte sich in jeder Beziehung auch als eine neue GESIS-Abteilung mit eigener wissenschaftlichen Leitung geeignet, wie es in der ZHSF-Struktur 2007 auch deutlich wird:

ZHSF-Abteilungsstruktur 2007

1) ZHSF-Bereiche im forschungsorientierten Service:

Lehre:

- Modularisierte und teilvirtualisierte Methodenlehre: ZHSF-Methodenseminar „Forschungsmethoden, Datenbankmanagement, Statistik“
- Teilvirtualisierte Methoden- und Forschungsberatung und
- Universitäre Lehre

Edition

- Wissenschaftliche Zeitschrift: Historical Social Research/Historische Sozialforschung
- Skripten-, Monographienreihe: HSR-Supplement
- „Graues“ Online-Supplement: HSR-Transition
- Online-Artikel-Archiv: HSR-Retrospective

„Klassischer“ Datenservice:

- Akquisition, Aufbereitung, Erschließung, Archivierung und Bereitstellung maschinenlesbarer Forschungsdaten der Historischen Sozialforschung;
- methodisch-technische Beratung bei der Planung und Durchführung quantitativer (Primär-) Analysen historischer Daten sowie bei der sekundäranalytischen Nutzung von schon im ZHSF archivierten historischen Forschungsdatensätzen;
- Entwicklung und Anwendung von numerischen und nichtnumerischen Verfahren zur computergestützten Erfassung, Verarbeitung und Analyse historischer Quellen.

„Advanced“ Datenservice:

- Webportal „Parlamentarier in Deutschland 1848 bis zur Gegenwart“ (kumulativer Aufbau in Kooperation mit externen Partnern);
- Webportal „Historische Statistik Deutschlands“ (kumulativer Aufbau in Kooperation mit externen Partnern).

2) ZHSF-Bereiche in der serviceorientierten Forschung :

Serviceorientierte Forschung geschieht im ZHSF exemplarisch auf folgenden historischen Forschungsbereichen:

- Empirische Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung, insbesondere mit den Methoden der Kollektiven Biographik;
- Empirische Wirtschafts- und Innovationsforschung und Historische Statistik, insbesondere mit den Methoden der Zeitreihenanalyse.

Im Gefolge der Neuaufstellung der GESIS, die offensichtlich auch von den Gutachtern in der diesjährigen Hauptevaluation der GESIS im Mai 2011 grundsätzlich gutgeheißen wurde, wird sich auch die Historische Sozialforschung neu aufstellen müssen. Mit der Einstellung eines neuen „Teamleiters“ für den Datenservice im März 2011 ist auch die Erwartung verbunden, das aus der Bestandsmasse des „alten“ ZHSF, das ich 25 Jahre lang als Abteilungsleiter mehr oder weniger erfolgreich durch Höhen und Tiefen geführt habe, insbesondere ein neues „Forschungszentrum Historische Sozialforschung“ hervorgeht.

5.2 »Flaggschiff« der Historischen Sozialforschung: Zeitschrift Historical Social Research – Historische Sozialforschung

Als offizielle Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und der Internationalen Kommission INTERQUANT fungierte die HSR zunächst als internationales Leitorgan der wissenschaftlichen Anwendung computergestützter statistischer Methoden zur Analyse historischer Daten. HSR versteht sich inzwischen in Erweiterung als eine internationale Zeitschrift für die Anwendung formaler Methoden zur Beschreibung und Analyse historischer Ereignisse, Strukturen und Prozesse. Als „Formale Methoden“ lassen sich vereinfacht alle Methoden verstehen, die hinreichend intersubjektiv angelegt sind, um als ein informationswissenschaftlicher Algorithmus zu funktionieren. Formale Methoden setzen allerdings – z.B. bei der Analyse von linguistischen, räumlichen oder temporalen Strukturen – nicht notwendigerweise Quantifizierung oder den Einsatz des Computers voraus.

Die Anwendung formaler Methoden auf die Geschichte erstreckt sich von historisch-sozialwissenschaftlicher Geschichtsforschung, über empirische quantitative und qualitative Sozialforschung, über „Social Scientific History“ und „Historical Sociology“ bis hin zur KLiometrie und der Historischen Informationswissenschaft. Historische Sozialforschung kann auch als ein interdisziplinäres bzw. transdisziplinäres Paradigma verstanden werden; damit versucht die Historische Sozialforschung, einen methodischen Beitrag zu einer (Wieder-)Annäherung von Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften und Lebenswissenschaften zu leisten.

Die Zeitschrift wird durch drei weitere Angebote ergänzt:

- 1) HSR-Supplement ist eine in Druckform erscheinende Supplementreihe, die Einführungen, Vorlesungsskripten, Readers, Datendokumentationen etc. enthält.
- 2) HSR-Transition ist ein freizugängliches Online-Supplement, das Einführungen, Vorlesungsskripte, Readers, Datendokumentationen/Datensätze/Datenbanken enthält.
- 3) HSR-Retrospective enthält eine Abstracts-Datenbank für alle HSR-Beiträge und ein freizugängliches Online-Artikel-Archiv für alle älteren, d.h. mindestens zwei Jahre alte HSR-Beiträge als pdf-files zum Download.

Zwei Hauptherausgeber beraten und entscheiden die allgemeine Herausgabe- und Publikationspolitik. Die Hauptherausgeber sind gewählte Vorstandsmitglieder der GHSH – Gesellschaft für Historische Sozialforschung e.V. Der Geschäftsführende

Herausgeber ist verantwortlich für die angemessene Umsetzung der Herausgabe- und Publikationspolitik und für Vertrieb/Geschäftsführung/Finanzverwaltung. Er informiert regelmäßig über seine Arbeit den Verlag, die HSR-Herausbergremien und die Vertreter der mit der HSR kooperierenden Einrichtungen. Nähere Einzelheiten regelt der Vertrag.

Als netzwerkbasierte Zeitschrift kooperiert die HSR mit zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen, Verbänden, Arbeitsgemeinschaften, Zeitschriften und Internet-Plattformen. Je nach Relevanz für die HSR haben die jeweiligen Kooperationspartner das Recht 1 bis 3 hochqualifizierte Kooperierende Herausgeber („cooperating editors“) für die HSR zu benennen. Die Kooperierenden Herausgeber beraten als Vertreter ihres Forschungsbereiches die Herausgeber bei der Herausgabe- und Publikationspolitik. Die Kooperierenden Herausgeber können eigene Publikationsvorschläge (z.B. ein Special Issue aus ihrem Forschungsbereich) vorlegen und – nach Zustimmung der Herausgeber – eigenverantwortlich die Auswahl der Autoren/Themen, die Begutachtung der eingereichten Artikel und die editorische Begleitung des Heftes übernehmen. Die endgültige Entscheidung über die Aufnahme der Publikationsvorschläge in die HSR trifft dann der Geschäftsführende Herausgeber. Die Kooperierenden Herausgeber übernehmen weiterhin bei Bedarf die Begutachtung von eingereichten Einzelartikeln aus ihrem Forschungsbereich zur Publikation in der HSR.

HSR-Kooperationspartner:

- 1) Seit 1976 mit dem Verband QUANTUM („Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung“).
- 2) Seit 1982 mit INTERQUANT („International Commission for the Application of Quantitative Methods in History“ im Rahmen des internationalen Historikerverbands).
- 3) Seit 1988 mit den Verbänden AHC („International Association for History and Computing“) und AGE („Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und EDV“).
- 4) Seit 1998 mit den Informations- und Kommunikationsnetzwerken H-Soz-u-Kult („Humanities Net – Sozial- und Kulturgeschichte“) und H-AHC („Humanities Net – Association History/Computing“).
- 5) Seit 2001 mit dem Verband AFC („Association Française de Cliométrie“).
- 6) Seit 2002 mit der Online-Zeitschrift FQS („Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research“).
- 7) Seit 2005 mit dem Online-Portal HISTORICUM-NET, inklusive dem Online-Rezensionsjournal SEHEPUNKTE und dem Online-Journal ZEITENBLICKE.
- 8) Seit 2006 mit dem Online-Portal ZEITGESCHICHTE ONLINE (ZOL).
- 9) Seit 2008 mit den internationalen Online-Portal PERSPECTIVIA.NET, einer Einrichtung der Stiftung „Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland“ (DGIA).

Eine wechselnde Zahl von für ihren Forschungsbereich hervorragend ausgewiesenen Sektionsherausgebern („special editors“) übernimmt verantwortlich die laufende Betreuung jeweils einer der vorgesehenen Zeitschriftsektionen. Diese Sektionen müssen regelmäßig und dauerhaft in den Heften angeboten werden. Seit der letzten HSR-Strukturreform in 2008 gibt es nur noch die besonders erfolgreiche Sektion „Cliometrics“. Die Sektionsherausgeber machen eigene Publikationsvorschläge aus

ihrem Forschungsbereich; sie übernehmen – nach Zustimmung der Herausgeber – eigenverantwortlich die Auswahl der Autoren/Themen, die Begutachtung der eingereichten Artikel und die editorische Begleitung der Sektion. Die endgültige Entscheidung über die Aufnahme von Sektionsbeiträgen in die HSR trifft dann der Geschäftsführende Herausgeber. Die Sektionsherausgeber übernehmen weiterhin bei Bedarf die Begutachtung von eingereichten Einzelartikeln aus ihrem Forschungsbereich zur Publikation in der HSR.

Der international, interdisziplinär und hochkarätig besetzte Wissenschaftliche Beirat berät langfristig und nachhaltig die Herausgeber bei der Herausgabe- und Publikationspolitik und setzt sich in übergeordneten Zusammenhängen für die Belange der Zeitschrift ein. Die wissenschaftlichen Beiräte („Consulting Editors“) übernehmen in besonderen Fällen auch die Begutachtung von Special Issues oder von Einzelartikeln aus ihrem Forschungsbereich zur Publikation in der HSR.

Die Zeitschrift HSR erscheint grundsätzlich in drei Publikationsformen: als Mixed Issue, als Special Issue und als Focus (bzw. in einer Kombination von zwei Formen):

- 1) **Mixed Issue:** (ohne Einzelherausgeber) Sammelheft mit Artikeln verschiedener Autoren zu unterschiedlichen Themen, dazu diverse Sektionsbeiträge – dies war bis Ende der 1990er Jahre die Hauptpublikationsform, seit 2000 gibt es ein Mixed-Issue in der Regel nur noch als Anhang zu einem Special Issue/Focus.
- 2) **Special Issue:** von Einzelherausgebern betreutes Sammelheft (Standardumfang: ca. 280-300 Seiten, ggf. bis 360 Seiten) mit Artikeln verschiedener Autoren zu einem Thema – dies ist seit 2000 die Hauptpublikationsform.
- 3) **Focus:** von Einzelherausgebern betreutes kleineres Sammelheft (Standardumfang: ca. 150-180) zu einem Methoden-/Themenschwerpunkt, oft mit einem umfangreichen Hauptbeitrag, ergänzt durch eine Reihe weiterer Beiträge unterschiedlicher Art und Länge; alternativ kann darin sein ein von einem Autor(en) verfaßter monographischer Großbeitrag (Standardumfang: ca. 150-180). Ein Focus wird immer ergänzt durch ein Mixed-Issue-Teil. Der Focus ist seit 2000 eine ergänzende neue Publikationsform.

Für eine internationale Zeitschrift wie die HSR ist es von zentraler Bedeutung von den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Informationsdiensten erschlossen zu werden. Besonders wichtig ist auch die digitale Bereitstellung von HSR-Volltexten. Die Herausgeber haben daher eine Reihe von nicht-exklusiven, teilweise kostenpflichtigen, teilweise mit Einnahmen verbundenen Lizenzen erteilt. Je nach Lizenzvereinbarungen stellt die HSR-Redaktion die Printausgaben bzw. die Digitalausgaben für die Lizenznehmer bereit.

Internet-Zugänge zu den HSR-Volltexten:

- SocINDEX with FULL TEXT (EBSCO): kostenpflichtiger Sofort-Zugriff (noch vor Erscheinen der Print-Ausgabe) auf die aktuellen digitalen Volltexte der HSR (Bestand seit 2004)
- SSOAR (Social Science Open Access Repository/GESIS): kostenfreier zeitlich versetzter (2 Jahre) Zugriff auf die digitalen Volltexte der HSR (Komplettbestand seit 1975)
- JSTOR (ITHAKA): kostenpflichtiger zeitlich versetzter (2 Jahre) Zugriff auf die vollständigen digitalen Heftausgaben der HSR (Komplettbestand seit 1975)

Informationelle Erschließung:

- Social Science Citation Index (Thomson Scientific)
- SCOPUS (Elsevier)
- Sociological Abstracts (Cambridge Scientific Abstracts)
- Historical Abstracts (ABC-CLIO)
- International Political Science Abstracts (SAGE)
- Social Research Methodology Database (SAGE/NIWI)
- SOLIS (Social Science Literature Information System/GESIS)

Das neue Redaktionsmodell ab 1. Juni 2011 sieht grundsätzlich folgende Besetzung (mit jeweils unterschiedlichen Anteilen an der Arbeitszeit) vor:

- 1) ein Geschäftsführender Herausgeber;
- 2) ein/e Wissenschaftliche/r Redakteur/in („Assistant Editor“) mit Schwerpunkt Herausgabe- und Begutachtungsprozess;
- 3) ein/e Wissenschaftliche/r Redakteur/in („Managing Assistant“) mit Schwerpunkt Herstellungs- und Publikationsprozess;
- 4) ein/e Redaktionsassistenten/in als wissenschaftliche Hilfskraft;
- 5) ein/e Redaktionsassistenten/in als studentische Hilfskraft.

Für wissenschaftliche Zeitschriften wie die HSR ist „Peer-Review“ ein selbstverständliches und notwendiges Verfahren zur Beurteilung von wissenschaftlichen Arbeiten im Wissenschaftsbetrieb durch Gutachter mit dem Ziel der Qualitätssicherung. Die HSR-Begutachtung sieht grundsätzlich sowohl das Verfahren des Peer-Reviewing als auch das des Board-Reviewing vor. Der Geschäftsführende Herausgeber übernimmt das Pre-Reviewing und entscheidet dann über die jeweilige Anwendung des Reviewverfahrens. Die letzte Entscheidung über die Bewertung von wissenschaftlichen Arbeiten (Final-Reviewing) bleibt den Hauptherausgebern bzw. dem Geschäftsführenden Herausgeber vorbehalten.

Für den **Mixed-Issue**-Teil der HSR sind Peer-Reviews von Einzelartikeln üblich, bei denen einer oder mehrere Experten des entsprechenden Fachgebietes den zur Veröffentlichung vorgeschlagenen Artikel bewerten. Üblicherweise schickt der Autor seinen Artikel als Manuskript an die HSR-Redaktion. Wenn der Geschäftsführende Herausgeber den Artikel für grundsätzlich geeignet hält, wählt er ein bis zwei Gutachter aus. Die Gutachter werden in erster Linie aus dem internen Kreis der verschiedenen HSR-Editors ausgewählt, erst in zweiter Linie werden nach Bedarf externe Gutachter herangezogen. Die Gutachter geben nach inhaltlicher Prüfung ein Votum ab, ob der Artikel in der eingereichten Form veröffentlicht, zur Überarbeitung an den Autor zurückgeschickt oder endgültig abgelehnt werden sollte. Die Unabhängigkeit des Gutachters vom zu bewertenden Objekt ist das wesentliche Kriterium eines HSR-Peer-Reviews. Anonymität des Gutachters ist dagegen nicht unbedingt erforderlich. Dennoch wird bei der HSR in der Regel das (Einfach-)Blindverfahren angewandt, wo die Begutachteten die Identität der Gutachter nicht kennen. Der Gutachter erbringt seine Tätigkeit freiwillig und unentgeltlich. Da in den relativ kleinen Mixed-Issue-Teilen maximal 10-12 Artikel erscheinen, lohnt sich es nicht, ein eigenes System externer Gutachter aufzubauen, da in der Regel dafür die Begutachtung durch die vorhandenen Board-Mitglieder ausreicht.

Bei **Special Issues** sind primär der/die Einzelherausgeber die geeigneten Gutachter für die dafür infrage kommenden Einzelartikel; darüber hinaus steht es den

Einzelherausgeber frei, bei Bedarf weitere Gutachter heranzuziehen. Für die Herausgabe eines Special Issues ist seit vielen Jahren ein mehrstufiges formales Verfahren vorgesehen: 1. Erste Konzeptvorlage und deren Vorbegutachtung (Erteilung von Option 1); 2. Evaluation und Ausarbeitung des Konzept mit Nennung von Autoren/Themen/Abstracts und deren Begutachtung (Erteilung von Option 2); 3. Umsetzung des Konzepts mit Nachweis von verfügbaren Beiträgen in angemessener Zahl und Qualität und deren Begutachtung, danach endgültige Druckzusage.

Die HSR als internationale Zeitschrift wird betrieben im Eigenverlag durch die GESIS; das Copyright liegt bei der GESIS.

Die wissenschaftliche Zeitschrift HSR ist in allen GESIS-Evaluationen positiv bewertet worden und hat vielseitige Anerkennung erfahren. Die Zeitschrift HSR veröffentlicht jährlich ca. 60 bis 80 wissenschaftliche Beiträge, die z.B. höchst reputierlich Aufnahme finden im SSCI, in SCOPUS, in SOCINDEX, in ERIH und insbesondere in JSTOR. Insgesamt hat die HSR seit 1987 (Integration in die GESIS) bislang weit mehr als 1.200 wissenschaftliche Beiträge in und für die GESIS publiziert.

Headlines in EDITION 2004-2011:

- Google Scholar: Erfassung des HSR-Onlinebestandes in 2005 durch Google Scholar (Beta-Version), die HSR wird dadurch als eine der ersten europäischen Zeitschriften für die weltweite Open-Access-Nutzung (Abstracts, Volltexte, Zitationen) retrospektiv und laufend erschlossen;
- HISTORICUM-NET: Kooperation ab 2005 mit dem Online-Portal HISTORICUM-NET, inkl. dem Online-Rezensionsjournal SEHEPUNKTE und dem Online-Journal ZEITENBLICKE;
- SSCI/WOS: Nominierung in 2005 durch das Wissenschaftliche SSCI-Auswahlkomitee und Aufnahme in 2006 der Zeitschrift HSR in den „Social Science Citation Index“ (SSCI; Thomson Scientific) bzw. in das „Web of Science“ (WOS);
- SocINDEX: Aufnahme in 2006 der Zeitschrift HSR (als „core journal“) in die größte sozialwissenschaftliche Abstracts- und Volltextdatenbank SocINDEX with FULLTEXT (EBSCO), zugleich Vergabe einer Online-Lizenz an EBSCO für die PDF-Versionen der aktuellen HSR-Beiträge;
- ZOL: Kooperation ab 2006 mit dem Online-Portal ZEITGESCHICHTE ONLINE (ZOL), inkl. dem E-Journal „Zeithistorische Forschungen“;
- SCOPUS: Aufnahme in 2007 der Zeitschrift HSR in die größte wissenschaftliche Abstracts- und Zitationsdatenbank SCOPUS (Elsevier) und Auswahl als Top-Journal zur laufenden Analyse im internationalen „SCImago Journal & Country Rank“;
- JCR: Auswahl in 2008 der Zeitschrift HSR als Top-Journal zur laufenden Analyse im internationalen „Journal Citation Reports JCR – Social Sciences Edition“;
- PERSPECTIVIA.NET: Kooperation ab 2008 mit der internationalen Online-Publikationsplattform für die Geisteswissenschaften PERSPECTIVIA.NET;
- SSOAR: Einrichtung in 2008 eines HSR-Portals im Rahmen des „Social Science Open Access Repository“ (GESIS, FU Berlin) mit dem (frei zugänglichen, lau-

- fend ergänzten und voll erschlossenen) Gesamtbestandes des HSR-Online-Archivs (seit 1976, mit „moving wall“ von 2 Jahren);
- ERIH: Aufnahme in 2008 der Zeitschrift HSR als B-Journal („international top-journal for high quality research“) im „European Reference Index for the Humanities“ (ERIH) der „European Science Foundation“ (ESF).
 - JSTOR: Aufnahme in 2010 der Zeitschrift HSR und – als eigene Serie! – auch HSR-Supplement in das höchstrenommierte amerikanische „JSTOR: The Scholarly Journal Archive“ („the trusted archive for scholarship“) mit retrospektiver (ab Vol. 1) und laufender (mit „moving wall“ von 2 Jahren) Kompletterfassung von HSR Zeitschrift und Supplement.
 - ERIH: Einstufung in 2011 der Zeitschrift HSR nun in die höchste Rangstufe „International Category Journals – Category 1“ (neu für die frühere Topkategorie „A-Journal“) des „European Reference Index for the Humanities“ (ERIH) der „European Science Foundation“ (ESF) der „European Science Foundation“ (ESF).

Seit 1986, d.h. nunmehr 25 Jahre fungiere ich als geschäftsführender Herausgeber der Zeitschrift HSR und werde es zumindest noch drei weitere Jahre (bis Mai 2014) im Rahmen der GESIS bleiben. Diese Herausgeberfunktion ist mit Sicherheit die wichtigste Funktion, die ich in meiner Berufskarriere ausgeübt habe. Das Betreibermodell der HSR – aber auch die Betreibermodelle anderer wissenschaftlicher Zeitschriften – weist traditionsgemäß dem geschäftsführenden Herausgeber umfassende Entscheidungsfunktionen zu. Die geschäftsführenden Herausgeber erfüllen daher in der Regel das „klassische“ Bild des machtvollen publizistischen „Torwächters“. Als ich 1974 für die Analyse der Publikationen der rumänischen Historiker den bahnbrechenden Beitrag der sogenannten „Gatekeeper-Forschung“ von Diana Crane („The Gatekeepers of Science: Some Factors Affecting the Selection of Articles for Scientific Journals“)³¹ gelesen hatte, konnte ich mir damals nicht vorstellen, dass ich selbst einmal die Rolle eines „gatekeepers“ übernehmen würde und dass ich selbst als Herausgeber Objekt einer Gatekeeper-Analyse werden könnte³². Vielleicht bleibt mir in den nächsten Jahren einmal die Zeit, die fällige Analyse meines Gatekeeper-Verhaltens im Rahmen der Publizistikwissenschaft selbst durchzuführen. Mein Methodenseminar-Skript zur Historischen Medien-, Kommunikations- und Publizistikforschung („Was, wie und mit wem kommuniziert der Mensch?“) kann mir dabei hilfreich sein.

³¹ Crane, Diana, 1967: The Gatekeepers of Science: Some Factors Affecting the Selection of Articles for Scientific Journals. *The American Sociologist* 2: 195-201.

³² Vgl. zum Einstieg: Franzen, Martina: Torwächter der Wissenschaft oder Einfallstor für die Massenmedien? Zur Rolle von Science und Nature an der Schnittstelle von Wissenschaft und Öffentlichkeit. in: Stöckel, S. (Hrsg.): *Verwissenschaftlichung der Gesellschaft – Vergesellschaftung der Wissenschaft. Wissenschaftszeitschriften im 19. und 20. Jahrhundert.* Stuttgart 2009, S. 229 - 252.

5.3 »Schulschiff« der Historischen Sozialforschung: ZHSF-Methodenseminar

Zu einer der zentralen Aufgaben, die der Wissenschaftsrat schon in seinen Gutachten dem ZHSF gestellt hat, gehört die Ausbildung des (graduierten) wissenschaftlichen Nachwuchses durch Seminare und Workshops zur Methodik der Historischen Sozialforschung. Diese Aufgabe hat das ZHSF seit 1980 bzw. seit 1987 in umfassenden Maße geleistet: neben zahlreichen Workshops fanden unter meiner Leitung jährlich ZHSF-Herbstseminare bzw. ZHSF-Methodenseminare statt. Die Leitung des Methodenseminars hat seit 2010 mein bewährter Mitarbeiter Dr. Philip Janssen übernommen.

Ein „Basiscurriculum für eine quantitative Historische Sozialforschung“ (siehe unten die ausführliche Darstellung) wurde vom ZHSF schon 1980 entwickelt und insbesondere in den Grundkursen/Basismodulen der Herbstseminare weiterentwickelt und praktisch umgesetzt. Selbstredend fehlten 1980 noch die Überlegungen zum Einsatz virtueller Lernformen, die erst seit Ende der 1990er Jahre als sinnvolle und praktikable Ergänzung zum traditionellen „Kompaktseminar vor Ort“ in Frage kommen und hier im Basismodul des Herbstseminar 2001 zum ersten Mal in unserem Zusammenhang eingesetzt wurden. Seit 1987 wurden zunehmend auch qualitative Methoden (z.B. Quellenorientierte Datenverarbeitung, Informations- und Datenbankmanagement) in das Basisprogramm mit einbezogen.

Im Hinblick auf die sich verändernden qualifikatorischen und beruflichen Anforderungen wurde es Ende der 1990er Jahre notwendig auch das Ausbildungsangebot des Herbstseminars erneut zu erweitern und umzustrukturieren. Ziel der notwendigen Veränderungen war und ist es modellhaft die Entwicklung und Erprobung modularer Studienangebote unter Einbeziehung informations- und kommunikationstechnischer Medien vorzubereiten und zu erproben. Ebenso bildeten die langjährigen Erfahrungen mit den 14-tägigen Grund- und Aufbaukursen den Hintergrund für die strukturelle Veränderung und Neufassung des ZHSF-Herbstseminars ab 2000. Das ZHSF-Pilotprojekt „Virtuelles Herbstseminar“ entwickelte und erprobte seit Herbst 2000 eine virtuelle Lernumgebung, die vor allem den bewährten „Seminarcharakter“ des Herbstseminars erhalten sollte.³³

Es ist hier nicht der Ort alle Veränderungen des ZHSF-Methodenseminars aufzuführen, ich beschränke mich daher in der Folge auf die Grundstruktur des laufenden ZHSF-Methodenseminars 2011.

ZHSF-Methodenseminar 2011

Das Lehrangebot des ZHSF-Methodenseminars ist modular strukturiert, d.h. es besteht aus in sich geschlossenen Lehreinheiten, die thematisch aufeinander abgestimmt sind. Die Module des ZHSF-Methodenseminars werden teils virtuell im Internet, teils vor Ort am GESIS-Standort Köln angeboten.

³³ Vgl. Jan Schminder: Virtuelles Propädeutikum „Methoden der Historischen Sozialforschung“ am Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF). Ein Werkstattbericht. In: HSR No. 95 Vol. 26 (2001) No. 1 p. 126-146; auch der HSR-Focus „Internet-basiertes Virtuelles Lernen“ in Heft 26.1 (2001).

Virtuell werden angeboten: das dreimonatige Basismodul „Forschungsmethoden“ (einschließlich der Promodule „Forschen und Lehren in digitalen Netzwerken“ sowie zu „Datenbankmanagement“ und „Deskriptive Statistik“) und das zweimonatige „Follow-Up-Seminar“ zu den Basismodulen.

Vor Ort in Köln werden angeboten: ein zweitägiges Einstiegsseminar zu den Basismodulen, zwei 4-tägige Basismodule und zwei separat buchbare Aufbaumodule (Aufbaumodul I: 4 Tage; Aufbaumodul II: 7 Tage).

Die *Basismodule* vermitteln die Grundlagen der Methodik Historischer Sozialforschung (Forschungsmethoden, Datenbankmanagement und Deskriptive Statistik). Sie können ohne besondere Vorkenntnisse besucht werden. Der Schwerpunkt vor Ort liegt auf praktischen Übungen im PC-Pool.

Die *Aufbaumodule* vermitteln Theorie und Anwendung grundlegender Verfahren der multivariaten Datenanalyse. Der zu vermittelnde Stoff wird theorieorientiert vermittelt und in Übungen im PC-Pool anhand einer exemplarischen empirischen Fragestellung vertieft. Die Teilnahme an den Aufbaumodulen setzt Vorkenntnisse der bivariaten Datenanalyse voraus.

Ab Sommer 2011 wird das bewährte Angebot unter dem Titel „GESIS-Methodenseminar“ als Teil des Gesamtprogramms der GESIS-Wissensvermittlung fortgeführt.

5.4 Institutionalisierte Kollektivbiographie: „Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung“

Die Anwendung von Kollektivbiographie in ihrer doppelten Bedeutung (1. die Sammlung und Dokumentation von Biographien und 2. die Methode zur Auswertung dieser Biographien) stand im Mittelpunkt des von mir geleiteten Forschungs- und Servicebereich „Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung“. Auch wenn es der Bereichsname zunächst suggeriert, beschäftigte sich die Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung im Rahmen des ZHSF nicht nur mit Beratung und Durchführung von Forschung, sondern übernahm – analog zu den allgemeinen ZHSF-Dienstleistungen – zahlreiche weitere Serviceaufgaben.

Die Arbeitsschwerpunkte bildeten folgende Teilbereiche:

Grundlagenforschung:

- Die Erforschung des Parlamentarismus und der politischen Führungsgruppen in der deutschen Geschichte verfügt zu großen Teilen über keine geeignete flächendeckende Datenbasis über die handelnden Akteure. Demzufolge richtete sich das geschichtswissenschaftliche Forschungsinteresse vorwiegend auf die Analyse von institutionellen und politischen Rahmenbedingungen und den Verlauf parlamentarischer Verhandlungen auf der Basis qualitativer Inhaltsanalysen. Personen als systematisches Forschungsfeld spielten in diesem Zusammenhang keine Rolle. Nicht zuletzt die Folgewirkung der unten vorgestellten Projekte hat in den einschlägigen Disziplinen die Bedeutung der personenbezogenen Erforschung des deutschen Parlamentarismus als einem zentralen Ansatz für die Aufdeckung von Bedingungen und Verlauf der parlamentarischen Entwicklung nachdrücklich unter Beweis gestellt. Vor diesem Hintergrund hatte sich der Bereich Parlamentarismus- und Biographieforschung die Aufgabe gestellt, biographische Daten deutscher Parlamentarier zu erschließen und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Methodenentwicklung:

- *Kollektivbiographie:* Zur Bezeichnung der verschiedenen methodischen Verfahren im Rahmen der personenbezogenen Parlamentarismus- und Eliteforschung hat sich seit mehreren Jahren der Begriff „Kollektive Biographie“ eingebürgert. „Kollektivbiographie“ kann man definieren als die theoretisch und methodisch reflektierte, empirische, besonders auch quantitativ gestützte Erforschung eines historischen Personenkollektivs anhand einer vergleichenden Analyse der Lebensläufe der Kollektivmitglieder. Die bekannteste Anwendung der Kollektivbiographik im Rahmen der Führungsgruppenforschung stellt der karrieretheoretische Ansatz dar, der die Rekrutierung des politischen Führungspersonals als kollektiven soziopolitischen Prozeß insgesamt zu erfassen sucht.
- *Inhaltsanalyse:* Zur Analyse des politischen Handelns der Parlamentarierkollektive werden u.a. verschiedene inhaltsanalytische Verfahren zur Anwendung gebracht. Neben klassischen Verfahren der Quellenauswertung werden am ZHSF z.B. auch Möglichkeiten der computergestützten quantitativen Inhaltsanalyse von Parlamentsprotokollen erprobt.

Service-Leistungen:

- *Datenservice:* Die erhobenen Daten, Informationen und Datensätze gehen in den allgemeinen ZHSF-Service ein. Über den wissenschaftlichen Benutzerkreis hinaus eignen sich die Ergebnisse in besonderer Weise für Service-Leistungen in den Bereichen Politik und Medien (z.B. Personal-Informationsdienst).
- *Methodische Beratung:* Die langjährigen Erfahrungen auf dem Gebiet der Methodenentwicklung und -anwendung im Bereich der Parlamentarismus- und Eliteforschung finden auch ihren nachhaltigen Niederschlag im Beratungsangebot des ZHSF.

Obwohl Theorien, Methoden und Quellen des ZHSF-Bereichs zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Kontexten zum ersten Mal diskutiert worden sind, war die praktizierte Forschungsstrategie langfristig und systematisch angelegt. Die Grundlagen der Forschungsstrategie des ZHSF-Bereichs wurden schon in den 1980er Jahren geschaffen. Begünstigt durch thematische und personelle Kontinuität, konnten diese Grundlagen in den Folgejahren systematisch weiterentwickelt und ergänzt werden. Die ersten kollektivbiographischen Projekte PARFÜG und BIOSOP machten schnell die notwendige Langfristperspektive und die dafür erforderliche flexible Arbeits- und Mittelplanung des „Großunternehmens Biographisches Handbuch“ deutlich: Einerseits läßt sich ohne Drittmittel ein solches „Großunternehmen“ nicht durchführen, andererseits läßt sich aber im engen „Prokrustesbett“ eines Standardprojektes der Drittmittelforschung ein solches „Großunternehmen“ nicht verwirklichen. Dieses Dilemma kennzeichnet den ZHSF-Bereich seit Beginn, eine für beide Seiten (Drittmittelgeber und Drittmittelempfänger) optimale Lösung gibt es unter den gegebenen Umständen nicht.

Der letzte Drittmittel-Antrag (1996/1997) an die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), der die Fortführung des ZHSF-Bereichs in Form des BIOWEIL-Projektes ermöglichen sollte, wurde zudem formal aus „finanziellen“ Gründen abgelehnt. In der eigentlich sehr positiven DFG-Stellungnahme heißt es u.a.:

Die Gutachter „stellen übereinstimmend heraus, daß es sich ... um ein theoretisch und methodisch sehr gut begründetes, forschungspraktisch und organisatorisch be-

reits gut vorbereitetes Projekt einer kollektiven Biographie handle ... Ihre Arbeitsgruppe sei durch zahlreiche methodisch und inhaltlich vergleichbare Projekte, die mittlerweile publiziert vorlägen, ausgewiesen ... Das geplante Handbuch ... werde es der weiteren Forschung erlauben, ein empirisch gesichertes kollektives, soziales und kulturelles Profil der politischen Eliten der Weimarer Republik zu erstellen ...". Neben dem vordergründigen finanziellen Argument gab für die Ablehnung der Förderung offensichtlich folgender Grund den Ausschlag, „weil letztlich die Aspekte der Materialerhebung und der Servicecharakter im Vordergrund stehen“.

Dies war eine äußerst umstrittene und für vergleichbare Projekte folgenschwere Argumentation der DFG-Gutachter. Dies war zugleich eine Argumentation, die im Widerspruch zu den damaligen Qualitätskriterien des Wissenschaftsrates stand, der gerade die gelungene Verbindung von eigener Forschung mit Service für andere Forschung im ZHSF-Bereich bei der Evaluation hervorgehoben hatte.

Die Grundsatzdiskussion, die durch die Stellungnahme der DFG ausgelöst wurde, soll hier nicht wiedergegeben werden, sondern nur deren Folge für das ZHSF: ohne zusätzliche Drittmittel ist seitdem der ZHSF-Bereich „Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung“ auf die Eigenmittel der GESIS angewiesen. Dies führte schnell zur Auflösung der seit 1993 bestehenden und höchst effektiv arbeitenden BIOWEIL-Projektgruppe und zum Arbeitsplatzwechsel der daran beteiligten Mitarbeiter. Das „Mekka der Kollektivbiographen“ war seit 1998 auf die geringen Portfolio-Anteile einiger ZHSF-Mitarbeiter beschränkt. Da die Arbeiten am BIOWEIL-Projekt auf unbestimmte Zeit hin nicht mehr mit der notwendigen Intensität fortgeführt werden konnten, legten die drei Hauptmitarbeiter in Form des Supplementheftes Nr. 11 eine Abschlußbilanz des gesamten ZHSF-Bereichs „Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung“ und insbesondere des BIOWEIL-Projektes vor³⁴. Von den kollektivbiographischen Dissertationsprojekten der Mitarbeiter im ZHSF-Forschungsbereich wurden nur drei (und alle erst nach Ausscheiden aus dem Projekt) erfolgreich abgeschlossen: Peter Chroust³⁵, Sabine Roß³⁶ und Christopher Hausmann³⁷.

5.5 Virtuelle Kollektivbiographie: Parlamentarierportal

Das Parlamentarierportal „Biographien deutscher Parlamentarier 1848 bis heute“ (BIOPARL) führt Datenbestände aus verschiedenen insbesondere am Zentrum für Historische Sozialforschung bearbeiteten kollektiv-biografischen Projekten zusam-

³⁴ Wilhelm Heinz Schröder/Wilhelm Weege/Martina Zech: Historische Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung. Forschung und Service am Zentrum für Historische Sozialforschung, Köln 2000 (= Supplementheft 11).

³⁵ Chroust, Peter: Giessener Universität und Faschismus: Studenten und Hochschullehrer 1918-1945. 2 Bde., Münster/New York 1994.

³⁶ Roß, Sabine: Politische Partizipation und nationaler Räteparlamentarismus. Determinanten des politischen Handelns der Delegierten zu den Reichsrätekongressen 1918/19. Eine Kollektivbiographie. Köln 1999; dies.: Biographisches Handbuch der Reichsrätekongresse 1918/19. Düsseldorf 2000.

³⁷ Hausmann, Christopher: Biographisches Handbuch der 10. Volkskammer der DDR (1990), Köln, Weimar, Wien 2000.

men. Es liegen biografische Informationen zu Parlamentariern der deutschen Reichs- und Landtage, des Deutschen Bundestages und der 10. DDR-Volkskammer vor.

Neben den personenbezogenen Grunddaten werden Informationen über Berufstationen, politische Karriere und parlamentarische Tätigkeit strukturiert angeboten. Neben den Lebensläufen werden auch Publikationen/Dokumentationen zur kollektiv-biografischen Parlamentarismusforschung angeboten. Die Informationsdichte und die wissenschaftlichen Editionsprinzipien sind in den einzelnen Projekten sehr unterschiedlich. Wurden in einigen Projekten nur wissenschaftlich gesicherte Informationen als Grundlage kollektivbiografischer Forschung aufgenommen, beruhen andere Datenbestände auf der freiwilligen Selbstangabe der Parlamentarier. Gemeinsam ist allen Datenbeständen, dass sie in strukturierter Form in Datenbanken abgelegt wurden. Diese Datenbanken sind vernetzt, so dass Informationen zu einzelnen Parlamentarier auch zusammengefasst abgerufen werden können.

1. Die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/1849 (BIORAB-FRANKFURT)

Die recherchierbare Online-Datenbank BIORAB-FRANKFURT enthält die wissenschaftlich elaborierten Kurzbiographien zu den insgesamt 809 Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/1849. BIORAB-FRANKFURT ist die digitale Fassung des biographischen Teils des gedruckt vorliegenden Handbuches:

- Heinrich Best/Wilhelm Weege: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Düsseldorf: Droste Verlag 1996.

Dieses Handbuch ist der erste Band des BIORAB-Gesamthandbuches: Heinrich Best/Wilhelm Heinz Schröder (Hrsg.): Biographisches Handbuch der Abgeordneten deutscher Nationalparlamente 1848-1933“, 3 Bände (bislang nur dieser Band 1 gedruckt). Die umfangreichen Personen-Dossiers zu BIORAB-FRANKFURT sind Teil des Biographischen Archivs des Parlamentarierportals BIOPARL. Die Abgeordneten-Dossiers enthalten das aus den unterschiedlichsten Quellen gesammelte Material.

2. Die Abgeordneten des Norddeutschen Reichstages, des Zollparlaments und der Deutschen Reichstage 1867-1918 (BIORAB-Kaiserreich)

Die recherchierbare Online-Datenbank BIORAB-KAISERREICH enthält biographische Informationen zu den insgesamt 2.774 Abgeordneten des Norddeutschen Reichstages (1867-1870), des Zollparlaments (1868-1870) und der Deutschen Reichstage (1871-1918). BIORAB-KAISERREICH entstand in der vorliegenden BASIS-VERSION 1.0 insbesondere durch Decodierung und Retextualisierung des kollektiv-biografischen Datensatzes/der Datenbank des PARFÜG-Projektes und gibt die (meist zeitlich verorteten) klassifizierten Merkmalsausprägungen wieder. BIORAB-KAISERREICH ist die digitale Kurzfassung des bislang nur in vervielfältigter Endberichtsfassung für die Deutsche Forschungsgemeinschaft vorliegenden Handbuches:

- Heinrich Best/Wilhelm Heinz Schröder: Biographisches Handbuch der Abgeordneten des Norddeutschen Reichstages, des Zollparlaments und der Deutschen Reichstage 1867-1918. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung 1992 (Mimeo).

Dieses Handbuch ist der zweite Band des BIORAB-Gesamthandbuches: Heinrich Best/Wilhelm Heinz Schröder (Hrsg.): „Biographisches Handbuch der Abgeordneten deutscher Nationalparlamente 1848-1933“, 3 Bände (bislang nur Band 1 gedruckt). Die umfangreichen Personen-Dossiers zu BIORAB-KAISERREICH sind Teil des Biographischen Archivs des Parlamentarierportals BIOPARL. Die Abgeordneten-Dossiers enthalten das aus den unterschiedlichsten Quellen gesammelte Material.

3. Die Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung und der Deutschen Reichstage 1919-1933 (BIORAB-WEIMAR)

Die recherchierbare Online-Datenbank BIORAB-WEIMAR enthält die wissenschaftlich elaborierten Kurzbiographien zu den insgesamt 1.795 Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung und der Deutschen Reichstage 1919-1933. BIORAB-WEIMAR ist die digitale Fassung des bislang nur in vervielfältigter Endberichtsfassung für die Deutsche Forschungsgemeinschaft vorliegenden Handbuches, das zuletzt 1998 komplett überarbeitet wurde:

- Wilhelm Heinz Schröder: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung und der Deutschen Reichstage 1919-1933. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung 1998 (Mimeo).

Dieses Handbuch ist der dritte Band des BIORAB-Gesamthandbuches: Heinrich Best/Wilhelm Heinz Schröder (Hrsg.): „Biographisches Handbuch der Abgeordneten deutscher Nationalparlamente 1848-1933“, 3 Bände (bislang nur Band 1 gedruckt). Die umfangreichen Personen-Dossiers zu BIORAB-WEIMAR sind Teil des Biographischen Archivs des Parlamentarierportals BIOPARL. Die Abgeordneten-Dossiers enthalten das aus den unterschiedlichsten Quellen gesammelte Material.

4. Die Abgeordneten des Deutschen Bundestages 1949-2006 (BUMAST)

Die recherchierbare Online-Datenbank BUMAST enthält die biografischen Kurzinformationen zu den insgesamt 3.342 Abgeordneten des Deutschen Bundestages von 1949 bis 2006 (1. bis Beginn 16. Wahlperiode). BUMAST befindet sich zur Zeit noch im Aufbau; unabhängig vom derzeitigen Bearbeitungsstand enthält die BASIS-VERSION 1.0 in der Regel nur knappe Grunddaten. Im Rahmen des Parlamentarierportals ist BUMAST mit den Datenbanken VOLKPARL, BIORAB-WEIMAR und BIOSOP verknüpft. In allen Online-Datenbanken kann mithilfe der Suchfunktion nach Namen, Begriffen etc. gesucht werden.

Die Online-Datenbank BUMAST stützt sich grundlegend auf die biographischen Selbstangaben der Bundestagsabgeordneten, wie sie in der Regel in den „Amtlichen Handbüchern des Deutschen Bundestages“ (abweichend für die 1. Wahlperiode: Sänger, Fritz: Die Volksvertretung – Handbuch des deutschen Bundestages) vorliegen. Zur Ergänzung und zum Vergleich werden darüber hinaus noch zahlreiche weitere analoge und digitale Quellen herangezogen. Mit der Arbeit an BUMAST entsteht eine umfangreiche biographische Dokumentation zu den Bundestagsabgeordneten. Die Abgeordneten-Dossiers enthalten das aus den unterschiedlichsten Quellen gesammelte Material.

5. Die Abgeordneten der 10. Volkskammer der DDR (VOLKPARL)

Die Online-Datenbank VOLKPARL enthält die biographischen Kurzinformationen zu den insgesamt 409 Abgeordneten der letzten und freigewählten Volkskammer der DDR (März bis Oktober 1990). VOLKPARL wird im Auftrage des Deutschen Bundestages bereitgestellt und steht im Zusammenhang mit dem digitalen Angebot des Bundestages zur 10. Volkskammer, das die vollständigen Fernseh-Mitschnitte, digitalisierten Drucksachen und Protokolle der 10. Volkskammer präsentiert.

Wie bei dem digitalen Angebot des Bundestages stützt sich VOLKPARL grundlegend auf die im Bundesarchiv Berlin archivierten biographischen Selbstangaben der Volkskammerabgeordneten für das nicht mehr veröffentlichte „Amtliche Handbuch der 10. Volkskammer“. Die Selbstangaben (Stand: Frühjahr 1990) wurden ergänzt durch die Auswertung von: Christopher Hausmann: Biographisches Handbuch der 10. Volkskammer der DDR (1990). Böhlau-Verlag, Köln, Weimar, Wien 2000 (Bearbeitungsstand: 1993-1995, für Mandate 1999). Ansonsten stützen sich die biographischen Angaben – insbesondere für die Lebensläufe nach 1990 bis zur Gegenwart – weitestgehend auf das umfangreiche Material des analogen biographischen Archivs des Parlamentarierportals. Hier ist inzwischen mit dem Aufbau einer umfangreichen biographischen Dokumentation zu den Volkskammerabgeordneten begonnen worden. Die Abgeordneten-Dossiers enthalten das aus den unterschiedlichsten Quellen gesammelte Material.

6. Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1876-1933 (BIOSOP)

Die recherchierbare Online-Datenbank BIOSOP enthält die wissenschaftlich elaborierten Kurzbiographien zu den insgesamt 2.424 sozialdemokratischen Abgeordneten:

- 1) im Norddeutschen Reichstag, in den Deutschen Reichstagen des Kaiserreichs, in der Deutschen Nationalversammlung und in den Deutschen Reichstagen der Weimarer Republik
- 2) in den Landtagen (auch Bürgerschaft, Abgeordnetenhaus, Zweite Kammer, Volkskammer etc.) der 26 Bundesstaaten des Deutschen Kaiserreichs bzw. der (zunächst 25, dann) 18 bzw. 17 Einzelstaaten der Weimarer Republik, einschließlich der Mandate des Danziger Volkstages (1920-1937).

BIOSOP ist die digitalisierte Ausgabe des biographischen Teils des gedruckten Handbuches:

- Wilhelm Heinz Schröder: Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933: Biographien – Chronik – Wahldokumentation. Ein Handbuch. Düsseldorf: Droste Verlag 1995; 1098 Seiten.

Die umfangreichen Personen-Dossiers zu BIOSOP sind Teil des Biographischen Archivs des Parlamentarierportals BIOPARL. Die Abgeordneten-Dossiers enthalten das aus den unterschiedlichsten Quellen gesammelte Material.

7. Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918 (BIOKAND)

Die recherchierbare Online-Datenbank BIOKAND enthält die wissenschaftlich elaborierten Kurzbiographien zu den insgesamt 700 sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten und „offiziellen“ Reichstagskandidaten, die nachweislich bei

mindestens einer der Haupt-, Stich-, Nach- und Ersatzwahlen, die zwischen Juni 1898 und November 1918 stattgefunden haben, mit oder ohne Erfolg kandidiert haben. BIODAND ist die digitalisierte Ausgabe des biographischen Teils des gedruckten Handbuchs:

- Wilhelm Heinz Schröder: Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918: Biographisch-statistisches Handbuch. Düsseldorf: Droste Verlag 1986.

Die umfangreichen Personen-Dossiers zu BIODAND sind Teil des Biographischen Archivs des Parlamentarierportals BIOPARL. Die Abgeordneten-/Kandidaten-Dossiers enthalten das aus den unterschiedlichsten Quellen gesammelte Material.

8. Kollektive Biographie der Landtagsabgeordneten der Weimarer Republik 1918-1933 (BIOWEIL)

Am Zentrum für Historische Sozialforschung wurden Vorarbeiten für ein Projekt zur Erforschung des Landesparlamentarismus in der Weimarer Republik geleistet. In diesem Rahmen wurden kollektivbiographische Informationen über die Landtage der Weimarer Republik gesammelt. Die Bearbeiter Wilhelm Heinz Schröder/Wilhelm Weege/Martina Zech hatten mit der Erfassung und biographischen Rekonstruktion der ca. 6000 Landesparlamentarier der Weimarer Republik begonnen. Das Projekt ist allerdings auf unbestimmte Zeit unterbrochen.

Der digitale biographische BIOWEIL-Datenfile findet sich im Online-Supplement HSR-Transition der Zeitschrift HSR.

5.6 Politikberatende Kollektivbiographie: Politische Strafgefangene in der DDR

Eine der wichtigsten politischen Forschungsaufträge mit kollektivbiographischem Hintergrund erhielt ich 1996 von der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages ‚Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit‘ mit dem Ziel die Zahl der „Politischen Strafgefangenen“ in der DDR empirisch zu erforschen und statistisch zu beschreiben³⁸. Mein Berliner Mitarbeiter Dr. Jürgen Wilke hat dabei die Hauptlast der empirischen Erforschung getragen.

Noch während der revolutionären Umbrüche in der DDR begannen die Überlegungen, wie denjenigen, die aus politischen Gründen verfolgt, inhaftiert und benachteiligt worden waren, rechtliche Rehabilitierung und Entschädigung für die ihnen entstandenen Benachteiligungen gegeben werden könnte. Dabei sollte bei der Aufklärung über und der Auseinandersetzung mit Unrecht und Verbrechen, die unter der zweiten, der kommunistischen, Diktatur in Deutschland begangen worden waren, die Fehler vermieden werden, die mit der nur schleppenden Aufarbeitung der NS-Verbrechen verbunden gewesen waren. So wurde noch vor der Wiederver-

³⁸ Wilhelm Heinz Schröder/Jürgen Wilke: Politische Gefangene in der DDR – Eine quantitative Analyse. In: Materialien der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“, hrsg. v. Deutschen Bundestag, 8 Bde., Baden-Baden: Nomos 2000; Bd. VI: S. 1084-1299. Kompaktfassung: Politische Strafgefangene in der DDR. Versuch einer statistischen Beschreibung. In: Historical Social Research/ Historische Sozialforschung 23 (1998) H. 4, S. 3-78.

einigung bereits Anfang 1990 der Versuch unternommen, aus politischen Gründen verhängte Strafurteile zu überprüfen und ggf. zu »kassieren«, also ungültig zu machen. Nach den Verhandlungen zum Einigungsvertrag – aber noch vor der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 – hat die DDR zudem mit der Verabschiedung eines ersten Rehabilitierungsgesetzes am 6. September 1990 ihren »Selbstreinigungsprozess« weiter vorangetrieben. Dieses Gesetz galt bis zum in Kraft treten des Ersten SED-Unrechtsbereinigungsgesetzes mit dem Strafrechtlichen Rehabilitierungsgesetz am 4. November 1992.

Weitere Unrechtsbereinigungsgesetze bspw. zur Rehabilitierung von Verwaltungsunrecht und Unrecht bei der beruflichen Aus- und Weiterbildung traten in den Folgejahren in Kraft, wurden wiederholt novelliert und erweitert. Damit wurde auf den veränderten Charakter der Repressionen in der DDR reagiert. Die offene, brutale Repression der vierziger und fünfziger Jahre mit Todesurteilen, Verschleppungen, tausenden von Verschwundenen und teilweise jahrzehntelangen Haftstrafen war einer verdeckten aber nicht minder effektvollen Repression gewichen. Diese zeichnete sich durch »Zersetzung« von politischen Gegnern und ihre Schikanie und Terrorisierung durch Verwaltungsakte und vielfältige berufliche und schulische Behinderungen aus. Mittlerweile sind mit dem Vierten SED-Unrechtsbereinigungsgesetz weitere Novellierungen und Verbesserungen eingetreten. Allerdings fühlen sich viele Betroffene noch immer nicht ausreichend in den erlittenen Schädigungen anerkannt und gesellschaftlich gewürdigt.

Um eine quantitative Analyse und statistische Auswertung in bezug auf die Zahl der politischen Gefangenen in der DDR (und damit auch auf die Zahl der zu entschädigenden Opfer) vornehmen zu können, haben wir zunächst die inhaltlichen qualitative Schätzungen aus der Literatur untersucht. Diese Schätzungen zeigen, daß die Forschung – damals wie heute – noch weit davon entfernt ist, über eine wissenschaftlich gesicherte Quellenbasis zu verfügen, die wiederum eine wissenschaftlich systematische quantitative Analyse überhaupt erst ermöglicht. Wir haben Quellen und Datenbestände zu dieser Problematik aufgezeigt und teilweise in Tabellen ausgewertet: Strafgefangenenakten; Justizakten und Karteien aus dem Archiv des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS); das Bundesarchiv in Berlin, Abteilung V; das Bundesarchiv in Freiburg, Abteilung Militärarchiv; die Zentrale Erfassungskartei von Strafgefangenen der ehemaligen Verwaltung Strafvollzug, elektronische Strafgefangenen- und Verhaftendateien der ehemaligen Verwaltung Strafvollzug sowie eine Kriminalstatistik aus unveröffentlichten Statistiken.

Die Möglichkeiten einer systematischen quantitativen Analyse der politischen Strafgefangenen in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und der DDR des Zeitraum 1945-1989 werden von uns ausgelotet. In Form zahlreicher Tabellen haben wir eine erste wissenschaftliche Quellenbasis geliefert, die bis heute noch in der Literatur als hinreichend zuverlässig eingeschätzt wird. Der Begriff des ‚politischen Gefangenen‘ in den alten Bundesländern und der DDR wurde definiert und operationalisiert. Die ‚politischen Straftaten‘, ‚politischen Täter‘ und ‚politischen Strafgefangenen‘ wurden statistisch beschrieben. Als historische Höhepunkte in der politischen Strafverfolgung wurden von uns der Volksaufstand 1953, der Mauerbau 1961 und der Einmarsch in die CSSR 1968 ausgemacht. Weitere Aspekte sind die politischen Gefangenen nach dem Wirtschaftsstrafrecht, im Militärbereich, die Amnestien, die Verurteilungen nach den Strafparagrafen 213 (ungesetzlicher

Grenzübertritt) und 249 (asoziales Verhalten), die Ermittlungsergebnisse des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit und die psychiatrische Behandlung im Strafvollzug der DDR.

Die Frage, wieviele politische Gefangene es insgesamt in der DDR gab, kann, wie unsere Studie zeigt, nach dem bisherigen Forschungsstand nicht exakt beantwortet werden. Die gängige Zahl von 200.000 politischen Gefangenen von 1949 bis 1990 wird durch stete Wiederholung fast zur Gewißheit. Zweifelsohne haben wir Delikte, die eindeutig als politische Delikte bezeichnet werden können, jedoch überwiegt eher die unscharfe, graue Zone jener Delikte mit mehr oder weniger politischem Einschlag. Da es ein Hauptziel dieser Studie war, nach den Möglichkeiten für eine quantitative Analyse der Strafgefangenen zu suchen, wurde der Versuch unternommen werden, eine Schätzung der politischen Häftlinge ohne die Internierten und die SMT-Verurteilten vorzunehmen.

Zu den politischen Kerndelikten gehören alle „Staatsverbrechen“, „ungesetzlicher Grenzübertritt“, mit kleinen Einschränkungen „Staatsverleumdung“, „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ und mit noch größeren Einschränkungen „Asozialität“ und „Rowdytum“. Weiterhin muß man die Vorstrafen für politische Delikte bei der Ermittlung der Strafgefangenenanzahl mildernd berücksichtigen. So gibt es gewiß eine Reihe von Einflußgrößen, die eine statistische Schätzung nach oben oder nach unten korrigierend beeinflussen. Zählen alle Untersuchungshäftlinge, gegen die wegen eines politischen Delikts ermittelt wurde, zu den politischen Häftlingen, obwohl sie freigesprochen oder auf Bewährung verurteilt wurden? Wenn man alle Verurteilten mit Freiheitsstrafen bei den genannten politischen Delikten berücksichtigt, kommt man von 1960 bis 1990 etwa auf eine Anzahl von 230.000, wobei § 249 „asoziales Verhalten“ mit 130.000 Verurteilten den größten Anteil hat. Bei etwa 50.000 Fällen aus der Zeit von 1945 bis 1959 kämen wir für den gesamten Zeitraum von 1945 bis 1989 auf eine obere Anzahl von potentiellen Strafgefangenen mit politischem Einschlag von etwa 280.000 Fällen. Die untere Marge liegt eher bei 170.000 politischer Fällen. Das Ergebnis dieser Schätzung mag unbefriedigend sein, weil man immer noch eine zu große Spannweite hat, aber der gegenwärtige Forschungs- und Erkenntnisstand zwingt uns zu dieser Aussage.

Bis heute konnten über 80.000 Menschen rehabilitiert und Entschädigungen in Höhe von ca. 600 Millionen Euro ausgezahlt werden. Weitere etwa 100.000 Menschen, die nicht inhaftiert waren, aber wegen ihrer politischen Überzeugungen auf vielfältige Weise behindert wurden, erhielten ebenfalls Entschädigungen. Trotz all dieser erfreulichen Entwicklungen in den vergangenen zwanzig Jahren haben die seit 1990 geführten Diskussionen über den Umgang mit den Opfern des Kommunismus/Stalinismus und den Stellenwert, der ihnen in einer gesamtdeutschen Erinnerungskultur gegeben werden kann, nichts an Aktualität eingebüßt.